

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Neinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Unter den verschiedenen Bildern, welche das Zimmer zierten, war ein vor zwei Jahren gemaltes Delbild des Marquis.

Dieses Porträt war reichlich mit Blumen bekränzt und unter demselben fand auf einer kleinen Console ein prachtvolles Bouquet von duftenden Blumen.

Eine plötzliche Feuchtigkeit trübte die Augen Chetwynd's, als er dieser Liebesbezeugungen ansichtig wurde. Nur eine Person im Hause war im Stande, ihm einen so freundlichen Willkommengruß zu bieten.

Er schaute sich um.

Es war Niemand in dem großen, eleganten Gemach außer ihm.

Schnell, halb ungeduldig, rief er:

„Sylvia!“

Da rauschte es im Nebenzimmer und Sylvia Monk, groß und stattlich in ihrer orientalischen Schönheit, in einem dunklen Sammetkleide mit langer Schleppe, mit leuchtenden Augen, hochgerötheten Wangen und einem strahlenden Lächeln auf den blühenden Lippen, kam rasch auf ihn zugeeilt.

Er reichte ihr seine Hand entgegen, sie aber hielt ihm das Gesicht zum Kusse hin.

„O Rog, lieber Rog“, flüsterte sie entzückt, ihren Kopf an seine Achsel sinken lassend. „Willkommen daheim — vieltausendmal willkommen!“

In der nächsten Sekunde trat sie wie in jugendlicher Schamhaftigkeit zurück und in ihrem Erröthen, ihrer Aufregung, ihren gesenkten Blicken, verrieth sich ihm deutlich die Thatfache, daß sie ihn liebe.

Er trat an den Kamin zurück, fast mit einem Gefühle des Widerwillens. Er hatte kein Verlangen nach einer anderen Liebe, als nach einer ruhigen, schwesterlichen Zuneigung.

Miß Monk wurde unruhig, ging ihm zu dem Kamine

nach, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte in zärtlich stehendem Tone:

„Lieber Rog, wenn Du wüßtest, wie ich mich nach dieser Stunde gesehnt! Tag und Nacht habe ich an Dich gedacht, mich immer gefragt, wo Du nur sein magst, und für Deine Rückkehr geweint und gebetet; und jetzt bist Du gekommen und ich finde Dich verändert — kalt — gezwungen —“

Sie fing zu schluchzen an und senkte den Kopf.

„Nicht verändert gegen Dich, Sylvia“, sagte Chetwynd, sie in seine Arme schließend. „Meine theuere Schwester, an die ich so oft auf meinen Wanderungen gedacht, ich bin nicht mehr derselbe, der ich vor zwei Jahren war. Mein Kummer hat mich verändert, aber für Dich bin ich der alte Rog.“

Er küßte sie und in demselben Augenblicke traten Gilbert Monk und Sanders in's Zimmer. Erröthend und befriedigt entschlüpfte Sylvia der Umarmung Chetwynd's, während Monk und der Verwalter bedeutsame Blicke wechselten.

Sanders blieb zum Speisen und zog sich dann mit dem Marquis in's Studierzimmer zurück, nachdem er ihn um eine Unterredung unter vier Augen gebeten.

„Ich will heute Abend nicht von Geschäften sprechen, Sanders“, sagte der junge Lord, als sie zusammen in das Studierzimmer eintraten. „Wir wollen die Rechnungen an jedem nächstbesten Tage durchsehen, nur heute nicht.“

„Ich bat um diese Unterredung nicht, um von Geschäften zu sprechen, mein Lord“, sagte der Verwalter. „Sie werden Alles in Ordnung finden, sobald es Ihnen gefällig ist, die Sache zu untersuchen. Ich hoffe, Sie werden meine Kühnheit verzeihen, aber ich liebe Sie, als ob Sie mein eigener Sohn wären, und ich würde viel darum geben, Sie glücklich zu sehen. Ich kann kaum sagen, was ich wünsche. Es betrifft Miß Monk —“

„Was ist's mit Miß Monk —?“ fragte Lord Chetwynd freundlich.

„Miß Mont ist während Ihrer ganzen Abwesenheit in Chetwynd-Park geblieben, mein Lord, und hat ein wahres Nonnenleben geführt“, sagte der Verwalter mit einiger Anstrengung sprechend. „Sie hat keinerlei Gesellschaft empfangen, ist nirgend hingegangen, außer gelegentlich zu den Armen in's Dorf. Ich hielt es für angezeigt, Eure Lordschaft davon zu verständigen, daß ein Gerücht verbreitet ist, Sie werden Miß Mont heirathen. Die Leute wußten von Ihrer früheren Verlobung mit ihr, und ich wollte um der jungen Dame willen nur andeuten, daß, wenn keine Aussicht zu einer Heirath zwischen Ihrer Lordschaft und ihr vorhanden ist, Miß Mont von Chetwynd-Park fortgeschickt werden sollte. Ein längerer Aufenthalt hier würde jedenfalls alle Aussichten auf eine andere Partie für Sie vernichten. Ich hoffe, Sie werden mich nicht für vermessen oder zudringlich halten; wenn Eure Lordschaft je wieder heirathen wollen, so können Sie viel bessere Partien machen; aber wenn sie nicht beabsichtigen, Miß Mont zu heirathen, muß ich wiederholen, daß sie Chetwynd-Park verlassen sollte.“

„Wohin könnte sie gehen?“

„Das weiß ich wahrlich nicht, mein Lord. Hier ist ihre einzige Heimath.“

„Sie haben sich in Ihren Annahmen gewiß etwas übereilt, mein lieber Sanders“, sagte Lord Chetwynd. „Miß Mont ist hier zu Hause, und sie wird trotz des Geschwäzes hier bleiben. Ich beabsichtige nicht wieder zu heirathen.“

„Aber mein Lord“, entgegnete Sanders eifrig, „Sie sind noch so jung, es ist Ihre Pflicht, zu heirathen. Wer soll Chetwynd nach Ihnen erben? Eure Lordschaft werden vielleicht nie wieder lieben, wie Sie geliebt haben, aber wahrlich, es gehörte dem einsamen Mädchen drüben einige Vergeltung, das die besten Jahre seines Lebens hindurch auf Sie gewartet hat, und Sie mehr liebt als ihre eigene Seele.“

Eine Pause entstand nach diesen Worten.

„Niemand weiß, daß ich davon mit Ihnen spreche“, begann Sanders endlich von Neuem; „und ich übertrete vielleicht die Grenzen des mir Erlaubten, aber ich bin ein alter Mann, Lord Chetwynd; ich liebe Sie schon als Knabe; ich liebe Sie noch immer — und ich weiß, Sie werden meine Kühnheit verzeihen. Wenn Sie nicht wieder heirathen, werden Sie nach einiger Zeit abermals in fremde Länder reisen, und dort sterben. Wenn Sie aber heirathen, werden Sie daheim bleiben zum Segen Ihrer Untergebenen, werden ein Weib glücklich machen und vielleicht edle Söhne und schöne Töchter haben, die einst in späten Jahren Ihren Platz einnehmen können, wenn der Herr Sie zu Ihren Vätern einberuft. Miß Mont war die Wahl Ihrer Mutter für Sie, und die Lady liebte sie. Mein Lord, Sie wissen, welch' ein grausames Ding das Gerücht der Leute ist. Die Leute sagen hier, daß Miß Mont früher von Ihnen verlassen wurde, daß sie sterblich in Sie verliebt wäre, aber daß Sie sie nicht heirathen werden, da Sie eine Herzogstöchter haben könnten. Verzeihen Sie mir —“

„Es ist Alles recht, Sanders“, sagte der Marquis ernst. „Es kann sein, daß ich Miß Mont Vergeltung schulde — es kann sein. Aber sagen Sie nichts mehr; wir können zu einer späteren Zeit mehr darüber sprechen. Ich bin nicht beleidigt. Sie gehen schon? Nun, gute Nacht!“

Sanders empfahl sich. Er hatte mit Chetwynd aus

Ueberzeugung und Pflichtgefühl gesprochen, aber nicht die Hälfte von dem gesagt, was er beabsichtigt hatte.

Chetwynd kehrte in den Salon zurück. Mont und Sylvia waren dort; der Erstere ging unruhig im Zimmer auf und ab; die Letztere saß mit einer bunten Stickerei vor einem Ramin. Sylvia schaute lächelnd auf, als der Lord eintrat, und ließ ihre Stickerei in den Schoß fallen.

Der Marquis nahm schweigend in ihrer Nähe Platz; die Worte des Verwalters vermischten sich in seine Gedanken mit den letzten Worten Bernice's.

Lord Chetwynd war eine hochsinnige, ritterliche Natur. Die Thatsache, daß dieses Weib ihn liebte, und daß das Gerücht der Leute ihren Namen angriff, berechtigte sie daher zu seinem zärtlichsten Schutze. Er liebte sie freilich nicht anders, als auf brüderliche Art, aber er begann sich die Frage vorzulegen, ob er sie nicht doch heirathen sollte. Er war mit ihr verlobt gewesen, seine Mutter hatte die Heirath gewünscht und Bernice hatte ihn gebeten, Sylvia zu heirathen. Die Leute erwarteten offenbar, daß er sie heirathen werde, und Sylvia selbst schien es zu erwarten. Er begann daher die Sache bei sich zu überlegen.

Sylvia, welche ihm freundlich zulächelte, wußte sehr wohl, welchen Kampf er mit sich kämpfte. Sowohl ihre Liebe als ihr Ehrgeiz waren erregt und sie stellte sich die Aufgabe, ihn sofort noch diesen Abend zu gewinnen.

Gilbert Mont fuhr fort, auf- und abzugehen. Er wünschte Sylvia's Heirath mit Lord Chetwynd ebenso sehnlichst herbei, wie diese. So lange diese Heirath nicht vollzogen war, konnte er mit Bernice nichts weiter unternehmen. Er wurde in seinem Gedankengange durch den Eintritt des Portiers gestört, der sich ihm näherte und sagte:

„Mr. Mont, es ist ein Mann unten in der Halle, welcher sagt, er müsse Sie sehen. Ich schicke ihn fort, aber er will nicht gehen. Er sagt, er sei kein Bettler, sondern ein ehemaliger Diener von Ihnen —“

„Schicken Sie ihn fort“, sagte Mont ungeduldig, „ich hielt nie einen Diener.“

„Ja, Herr“, sagte der Thürsteher; „aber er gab mir ein Goldstück, damit ich Ihnen nur den Namen „Flad“ nennen soll.“

Mont erschrak.

„Flad!“ rief er aus. „Ich will den Mann sehen!“

Er eilte hinaus in die Halle. Flad stand innerhalb des großen Portals, den Hut in der Hand haltend, und mit verlegener Miene in seinem Spitzbubengesichte in der Halle umherstehend.

Mont trat auf ihn zu und fragte leise:

„Was giebt's? Warum bist Du hier?“

„Kommen Sie auf die Terrasse hinaus, gnädiger Herr“, entgegnete Flad, „ich habe Ihnen etwas Besonderes zu sagen.“

„Wenn Du Geld brauchst“, sagte Mont laut genug, daß ihn der Portier hören konnte, „ich habe keines für Dich. Ich bin bereit, Deine Leidensgeschichte anzuhören, aber ich habe kein Geld zu verschwenden. Warum wendest Du Dich nicht an öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten?“

Sie waren mittlerweile auf der Terrasse angelangt.

„Niemand kann uns hier hören“, sagte Mont; „was verlangst Du von mir?“

„Mrs. Crowl hat mich geschickt“, entgegnete Flad. „Miß

Gwyn hat vorgestern Mawr-Castle verlassen, und wir haben sie seither nicht wiedergesehen."

"Was! Sie hat das Schloß verlassen?"

"Ja, gnädiger Herr, mit einem kleinen Koffer, den sie in der Hand trug; sie hatte ein graues Kleid an und trug einen Schleier auf dem Hute. Mrs. Crowl glaubte, sie habe diesen Weg genommen. Es ist Alles wegen einer Zeitung, in welche Wolle eingewickelt war, die die französische Gouvernante aus Carnarvon brachte. In dieser Zeitung stand eine Nachricht, daß Lord Chetwynd in Genua sei und nach England zurückreise. Das hat der Miß den Kopf verdreht und sie ist noch in derselben Nacht auf und davon gegangen. Haben Sie sie hier gesehen?"

"Alle Wetter! Nein. Sie ist hier oder in der Nachbarschaft!" rief Monk entsetzt. "Du mußt ihr aufpassen, Flac, aber keine Gewaltthätigkeit, das merke Dir. Sie muß nach Mawr-Castle zurückgehen, aber aus freiem Willen. Geh' hinüber in das Dorfwirthshaus und suche sie dort; oder sie ist vielleicht hier im Hause, es sind so viele Zimmer unbesetzt, daß sie sich leicht in einem derselben verbergen kann. Wenn alle Lichter ausgelöscht sind, so komme dort beim rechten Flügel zum Ausgang des Parkes, ich muß Dich dann sehen, mich mit Dir berathen!"

Erregt kehrte er in's Haus zurück und verbarg seine Angst so gut er konnte. Er ging an dem Salon, am Musikzimmer und dem rothen Voudoir vorbei, in den großen, prächtigen Wintergarten, wohin alle die früher genannten Zimmer mündeten. Er setzte sich in einen dunklen Winkel zwischen den Blumen mit laut pochendem Herzen nieder und murmelte: "Bernice hier, Bernice in Chetwynd-Park zurück! Sie wird ihren Schwur halten. Sie wird ihrem Gatten weder ihre Identität noch ihre Anwesenheit verrathen, aber warum ist sie gekommen?"

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Der große, prachtvolle Salon in Chetwynd-Park sah in dem hellen Lichterglance, mit den freundlichen Feuern und den eleganten Möbeln gar einladend aus, und erschien dem lange fern gewesenen Marquis von Chetwynd doppelt heimlich. Die Glasthiiren, welche in den Wintergarten führten, waren zurückgeschoben, und man sah drinnen Blumen leuchten und schimmern, deren süßer Duft herausdrang und die Luft erfüllte. Im ganzen Hause brannte überall Gas, nur der Wintergarten war mit Wachskerzen beleuchtet, die in silbernen Wandleuchtern und in dem großen Leuchter über dem Springbrunnen angebracht waren und einen milden Schein verbreiteten. Dorthin hatte sich Gilbert Monk zurückgezogen, nachdem er die Nachricht erhalten, daß Bernice Mawr-Castle verlassen und ohne Zweifel ihren Weg nach Chetwynd-Park gefunden habe, und er überlegte nun, was er thun sollte.

Von dem Platze aus, wo er saß, konnte er in den Salon hinaussehen und das leise Murmeln der Stimmen hören.

"Ich wollte, Chetwynd würde sich in Sylvia verlieben", dachte Monk; „aber er bleibt an seine erste Liebe gefesselt. Ich wollte, er würde sich aus Ehrgefühl oder Mitleid gebunden fühlen, Sylvia noch heute seine Hand anzubieten. Wenn sie es geschieht anfängt, glaube ich, könnte sie es be-

werktelligen. Wenn er tatsächlich mit Sylvia verlobt wäre, hätte ich ein leichteres Spiel mit Bernice."

Und es schien, als ob ihm das Geschick in derselben Nacht in die Hände spielen wollte.

Während er in dem großen Wintergarten saß und so über sein künftiges Thun und Lassen grübelte, saß Sylvia in einem niedrigen Stuhle vor dem Ramin, eine Stiderei im Schoße haltend, vom milden Lichtscheine umflossen, sich bewußt, wie schön sie sei. So bot sie dem in die Heimath zurückgekehrten Lord ein freundliches Bild dar.

"Wie schön ist es doch in der Heimath", sprach der Marquis träumerisch, auf dessen Stirne noch immer die finstere Wolke seines schweren Kummeres lagerte. "Mir war in Abyssinien, als ob ich mein ganzes Vermögen hingeben müßte, um mich in einem Augenblicke in dies liebe, alte Schloß zurückzuversetzen; und jetzt, wo ich hier bin, finde ich, daß ich dasselbe unruhige Herz in der Brust trage; ich habe in meinem Boote gelegen und zu den großen goldenen Sternen über dem blauen Nil emporgeschaut, und von der Heimath geträumt, von dem lieben, alten Parke mit seinen schattigen Winkeln, seinen Quellen und kühlen Alleen, bis meine Sehnsucht, hier zu sein, fast unerträglich wurde. Und jetzt bin ich hier in den Zimmern, die sie mit ihrer Anwesenheit verschönte, und der Schmerz, hier zu sein, ist größer, als ich es mir vorstellen konnte. Mir ist, als ob Bernice mir nahe wäre, Sylvia. Ich habe dieses seltsame Gefühl der Nähe ihrer Anwesenheit nie empfunden, seit ich sie verloren habe. Mir ist, als ob sie in diesen Zimmern wäre — als ob sie mir jeden Augenblick erscheinen könnte — als ob ich ihre Stimme hörte, die mich ruft."

"Das ist sehr natürlich und sehr leicht erklärt", sagte Sylvia in ihrer leisen, schmeichelnden Art. "Du hast dieses Haus so bald nach Bernice's Tod verlassen, daß ihre Gegenwart fast noch das ganze Haus durchdrang. Du kommst nach einer langen Abwesenheit zurück und Alles erinnert Dich an sie; Du bist an das Haus ohne sie noch nicht gewöhnt."

"Werde ich mich je an das Haus ohne sie gewöhnen?" fragte Lord Chetwynd in leidenschaftlichem Tone.

"Dein Schmerz muß sich mit der Zeit lindern", sagte Sylvia sanft; „er muß seine herbe Bitterkeit verlieren und zu einer zärtlich-traurigen Erinnerung werden. Wäre es anders, würde die Welt voll Leidtragender sein und alle nothwendige Arbeit bliebe ungeschehen."

"Ach ja", sagte Chetwynd düster, „Arbeit ist nothwendig. Ich bin nach Hause gekommen, um zu arbeiten, Sylvia; vielleicht werde ich in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht einen gewissen Grad von Frieden finden. In jedem Falle ist die Arbeit eine sichere Zuflucht. Es ist edler, zu arbeiten, als das Leben in selbstsüchtigem Schmerze zubringen. Darum bin ich zurückgekehrt, um für Andere zu thun, was ich kann, und mich dabei zu vergessen. Ich werde den armen Leuten im Dorfe unten neue, bessere Häuser aufbauen, und zum Andenken an meine verlorene Gattin eine Schule stiften. „Bernice Chetwynd-Schule“ soll sie heißen und so reichlich dotirt werden, daß zwanzig arme Mädchen immer unentgeltlich erzogen werden können. Bernice half den Armen so gerne. In St. Kilba hat Jedermann sie geliebt, und sie war willkommen wie der Sonnenschein in den Hütten der Armen. Du weißt ja, daß sie sich das Fieber, an dem sie starb, auf einem Wohlthätigkeitsgange zuzog. Und zum An-

denken an sie werde ich den armen Kindern meine besondere Sorgfalt angedeihen lassen. Jene zwanzig Mädchen, welche die von mir zu errichtende Schule besuchen werden, sollen unter meiner Leitung nicht zu modernen Modepuppen, sondern zu tüchtigen wirthschaftlichen Frauenzimmern herangebildet werden, die im Stande sind, sich auf ehrenhafte Weise allein fortzubringen. Und dabei werde ich stets an Bernice denken, werde in ihrem Geiste handeln und mich bemühen, ihr ähnliche Wesen aus meinen Schülern zu erziehen."

Es war sichtbar, daß der Lord ein großes Interesse für die Aufgabe empfand, die er sich gestellt.

"Ich bin von Deiner Idee entzückt", sprach Sylvia. "Wie gerne Bernice eine solche Schule gepflegt hätte! Ich wollte, daß ich ihr Erbe antreten und die Menschen glücklich machen könnte."

Diese Heuchelei von Demuth war sehr wirksam. Lord Chetwynd's Herz erwärmte sich für Sylvia.

"Wir wollen zusammen wirken, Sylvia", sagte er freundlich.

Sylvia schlug ihre funkelnden Augen zu ihm auf.

"Ich wollte, es könnte so sein, Rog", sagte sie in Scheinbarem Schmerze; "aber es geht nicht. Ich liebe Chetwynd-Park und alle Leute auf dem Gute. Dies ist die einzige Heimath, die ich in der ganzen Welt habe; aber ich muß sie verlassen. — Ich gehe bald fort — nächste Woche schon — und ich werde nie wiederkehren."

"Warum das, Sylvia? Warum willst Du Deine Heimath verlassen?"

"Meine Heimath", schluchzte Sylvia leidenschaftlich; "Chetwynd-Park ist nicht meine Heimath und darf es nicht sein. Während Du draußen in der weiten Welt warst, bin ich hier geblieben, um in Deinem Interesse zu handeln und Deinen Haushalt zu führen; nun aber braucht man mich nicht länger, Rog, und so will ich eine Stelle als Gouvernante suchen."

"Unmöglich! Du eine Gouvernante, Sylvia?"

"Kommt Dir das so sonderbar vor? Ich hatte keine andere Heimath, als diese, und wenn ich aus diesem Hause und Deiner gütigen Fürsorge scheide, Rog, muß ich mir selbst mein Brod verdienen."

Chetwynd war überrascht und verwirrt.

"Aber warum willst Du den Park verlassen?" fragte er. "Behandeln Dich die Diener nicht mit Achtung? Ist Deine Autorität nicht anerkannt? Warum ist der Park jetzt weniger geeignet, Deine Heimath zu sein, als voriges Jahr?"

Sylvia senkte den Kopf.

"Weil", sagte sie — "weil Du da bist."

"Aber ich war vor zwei Jahren auch hier."

"Aber damals war ich mit Dir verlobt, Rog", entgegnete Sylvia mit niedergeschlagenen Augen.

"Weiter, weiter!" drängte der Lord, als Sylvia nicht weiter sprach.

"Kannst Du mich denn nicht verstehen, Rog? Muß ich denn noch deutlicher sprechen?"

Rog ergriff bewegt eine Hand Sylvia's und sah ihr in das erregte Antlitz.

"O, wenn ich an das Leben denke", sprach Sylvia wie selbstvergessen vor sich hin, "welches meiner in einer abhängigen Stellung harret, ich möchte den Tod vor einer solchen Existenz vorziehen, ich, die ich in Ueberfluß und

Wohlleben erzogen bin, die ich den Glanz und Schein des Standes so sehr liebe, den ich in diesem Hause einnahm."

"Aber wer zwingt Dich, dieses Haus zu verlassen?" fragte Rog sanft.

Sylvia schaute diesen mit einem langen Blick in die Augen und ihre ganze Gestalt erzitterte unter dem Eindrucke der eigenen Worte, die sie zu ihm sprach, in dem Bewußtsein, daß sie ihre letzte Karte ausspiele.

"Ich darf nicht hierbleiben, Rog", sagte sie fast flüsternd, "denn mein theuerstes Gut steht auf dem Spiele, mein guter Name kommt in den Mund der Leute — man flüstert und spricht über meine Anwesenheit in Deinem Hause —"

"Was wagt man über die Anwesenheit meiner Stiefschwester in meinem Hause zu sagen?" fragte Rog stolz.

"Man erzählt sich", erwiderte Sylvia, den Kopf noch tiefer senkend, "daß ich einmal verlobt mit Dir war, und daß Du mich verlassen habest; man glaubt, daß ich Dich noch immer liebe, und hierbliebe, weil ich hoffte, Dich noch zu gewinnen."

Sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, und weinte vor Schmerz und Demüthigung.

Chetwynd sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Seine ritterliche Natur war erregt, und er bemitleidete sie von ganzer Seele, seine Wangen brannten vor Mitleidgefühl über ihre vermeintliche Demüthigung.

"Diese Bästerräuber werden entweder Dich aus Deiner rechtmäßigen Heimath verdrängen, oder mich von hier fortreiben", rief er. "Ich wollte, ich wäre nicht zurückgekommen."

"Ich will nicht die Ursache Deiner Verbannung sein", sprach Sylvia bescheiden. "Es ist nicht an dem Eigenthümer von Chetwynd-Park, fern zu bleiben, sondern es ist der Eindringling, der den Platz räumen muß. Wenn Du gehst, Rog, werde ich auch gehen."

Lord Chetwynd ging noch schneller im Zimmer auf und ab.

"Es gibt nur einen Ausweg, nur eine Eigenschaft, in der Du bleiben kannst —"

Miss Mont machte eine abwehrende Bewegung, als wollte sie das verhängnißvolle Wort zurückhalten, dann neigte sie das Haupt, während unter ihren langen Seidenwimpern sich ein Blitz hervorstahl, der beobachtend auf die Züge des Lords fiel.

Eine Pause entstand nach diesen Worten. Miss Mont wartete, daß Lord Chetwynd weiterprechen solle, allein dieser bereute bereits seinen unvorsichtigen Ausspruch, der wie ein halber Heirathsantrag gedeutet werden konnte, dann ermannte er sich und sagte mit unbewußter Strenge:

"Sylvia, ich habe nur einmal im Leben geliebt. Mein Herz ist mit meiner Gattin begraben worden, alle meine Hoffnungen ruhen in ihrem Sarge. Ich gleiche einem zerstörten Schiff, das als erbärmliches Wrack an irgend eine Küste getrieben worden ist. Ich hatte ehrgeizige Pläne — es ist vorbei damit. Ich war voll Hoffnung — meine Hoffnungen sind todt. Ich sehne mich nach nichts mehr, als nach einer Wiedervereinigung mit ihr. Es wäre erbärmlich von mir, Dich um Deine Hand zu bitten, zu verlangen, daß Du Dein blühendes, junges Leben an ein so müdes, abgespanntes Herz ketten sollst. Ich liebe Dich nur mit brüderlicher Liebe. Bernice im Himmel ist noch immer mein, ihrer gedenke ich, so lange ich lebe!"

Miß Mont's Gesicht wurde leichenbläß. Sollte der Preis ihren Händen entslüpfen, in demselben Momente, da sie ihn festzuhalten glaubte? Chetwynd sah ihre Aufregung und mißdeutete ihren Ursprung.

„Sylvia“, begann er wieder sanfter, aber noch trauriger; „wir waren einst verlobt; Du selbst machtest diesem Verhältniß ein Ende, weil Du, wie ich damals glaubte, entdeckt habtest, daß Du mich nicht liebst, und ich heirathete Bernice. Bernice drang in ihrer Todesstunde in mich, Dich zu heirathen. Ahnte sie in dieser letzten Stunde, daß Du mich liebst? Man sagt, die Sterbenden sehen klarer, als andere Menschen. Vielleicht hatte sie von unserer Verlobung gehört, obgleich das nicht wahrscheinlich ist. Bernice liebte Dich; allein ich kann es nicht zugeben, daß Du einem Leben der Arbeit und Mäßigkeit entgegen gehst. Demnach frage ich Dich, Sylvia, meine Schwester, obwohl ich Dir kein Herz zu bieten habe, willst Du meine Gattin werden?“

Die Farbe kehrte in Miß Mont's Gesicht zurück.

„O, Rog!“ hauchte sie voll Entzücken, „ich liebe Dich. Deine Gattin zu sein, ist mehr, als ich je gehofft hatte. Aber ich will Dir mein Leben weihen. Wir wollen zusammen arbeiten, und ich weiß, daß ich Dir wenigstens einen Theil Deines verlorenen Glückes wiedergeben werde.“

Chetwynd lächelte traurig.

„Eine solche Heirath ist eine traurige Geschichte“, sagte er; „ich kann Dir Deine Liebe nicht erwidern, aber ich kann Dir die Mühen und Drangsale eines Gouvernantenlebens ersparen, ich kann Dich beschützen vor den Kränkungen der Welt und ich will versuchen, Dich glücklich zu machen.“

Miß Mont stand rasch auf, stürzte auf ihn zu und warf sich an seine Brust.

Er schreckte mit einer Geberde des Widerwillens zurück, besann sich aber und schlang einen Arm um sie. Sie waren nun wieder verlobt und er konnte sie wenigstens auf brüderliche Art lieben.

„O, Rog, diese Stunde belohnt mich für Alles, was ich erduldet habe“, flüsterte Sylvia. „Ich verlange nichts, als Dich glücklich machen zu dürfen. Ich kann nicht hoffen, je den Platz der theueren Bernice einzunehmen, aber mit der Zeit werde ich wohl ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen mein eigen nennen. Ich habe so viel gelitten, mein Leben war ein langer Tod, doch endlich, endlich bin ich Dein!“

Chetwynd legte beide Arme um sie und sagte in gebrochenem Tone:

„Gott segne Dich, Sylvia, und möge Dein künftiges Glück Dich für die Leiden Deiner Vergangenheit entschädigen.“

Er neigte seinen Kopf und drückte einen Kuß auf ihre dargebotenen Lippen. Sie preßte ihn fest an sich und küßte ihn in leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit unzählige Male.

Ein Seufzer, ein Hauch, eine Bewegung wie das Rauschen eines Gewandes irrte durch das Zimmer.

Chetwynd, der Sylvia noch immer umschlungen hielt, schaute auf. Seinen entsezten Blicken bot sich ein Bild dar, das ihn stumm und regungslos machte.

Er sah auf der breiten Schwelle des offenen Wintergartens das, was er für das Gespenst seiner verlorenen Bernice hielt.

Sie stand gegen den matt erhellten Hintergrund schattiger Blumen, vollkommen deutlich, jedoch inmitten eines düstigen Dämmerlichtes, das sie in der That wie eine Erscheinung aus dem Jenseits erscheinen ließ.

Sie war weiß gekleidet wie bei ihrem Begräbniß. Chetwynd's festgebannte Augen bemerkten, daß sie ein langes, weißes Seidenkleid trug, wie das, in welchem er sie zu Grabe getragen hatte. Er erkannte die eigenthümliche Façon des Kleides, denn sie hatte das, in welchem sie begraben worden war, an dem ersten Abende nach ihrer Ankunft in Chetwynd-Park getragen, bei dem großen Diner. Der herzförmige tiefe Ausschnitt, mit den Spitzen, welche daran garnirt waren, die kurzen Ärmel, die bloßen Arme. Er erkannte jeden Bestandtheil dieses schönen Anzuges.

Aber das Gesicht! Es war merkwürdig verändert, und dennoch kannte er es, und das Herz schwoll ihm auf bei seinem Anblicke. Bernice war nicht schön gewesen, doch die Möglichkeit großer Schönheit war in ihren Zügen gelegen — aber diese Erscheinung war von strahlender, vollendeter Schönheit und unvergleichlicher Lieblichkeit. Wie verzaubert starrte er sie an, betrachtete die klare, reine Stirne, die üppigen Massen wallender Haare, die weichen und tadellosen Umrisse des Gesichts, den lieblichen Mund und die großen dunklen Augen, die voll namenloser Sehnsucht schauten. Sie sah aus, als ob sie durchaus sprechen wollte, aber von irgend einer geheimen Gewalt zurückgehalten wurde.

Sylvia's Kopf war an Chetwynd's Brust verborgen. Sie wunderte sich über sein Stillschweigen und rief aufschauend leise aus:

„Nenne mich wieder Deine Gattin, lieber Rog; küsse mich noch einmal! O, wie glücklich will ich Dich machen —“

Sie brach plötzlich ab, denn sie erblickte die schattenhafte Gestalt auf der Schwelle und starrte die Erscheinung an wie einen bösen Dämon, der sie in die Ewigkeit rufen wollte. Die Haare schienen sich ihr aufzusträuben; die Zunge klebte ihr am Gaumen. Das Gesicht der vermeintlichen Erscheinung veränderte sich zu einem Ausdruck grenzenloser Verzweiflung und furchtbaren Schmerzes. Sie öffnete ihre Arme weit, als ob sie Chetwynd umfassen wollte; — und so mit ausgebreiteten Armen und verzweiflungsvoller Miene wich sie langsam wie ein Luftgebilde, als welches sie erschien, zurück, bis sie in der Dunkelheit entschwand.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Erst als das vermeintliche Gespenst verschwunden war, kam Lord Chetwynd aus seinem starren Stillschweigen zu sich; aber dann schleuderte er, Alles umher vergessend, Miß Mont von sich und sprang durch den Salon in den Wintergarten hinein. Die Wachlichter brannten matt in dem weiten Raume, und erleuchteten nur spärlich die dunklen Nischen und Winkel. Der Marquis stürzte wie ein Wahnsinniger vorwärts, den Glashüren am unteren Ende des Wintergartens zu, welche in's Freie führten. Dieselben waren offen. Er rannte darauf zu, felsame, unzusammenhängende Laute ausstoßend.

Gilbert Mont stand nahe der Thüre, ängstlich auf Lord Chetwynd schauend. Der Erstere hatte Bernice in den Wintergarten eintreten sehen, war aber unfähig gewesen, sie aufzuhalten. Er hatte sie soeben wie einen Schatten wieder verschwinden sehen und stand im Begriffe, sie zu verfolgen, als Lord Chetwynd's rasches Näherkommen ihn zum Stillstand brachte. Er wußte sehr wohl, daß in seinem und Sylvia's Geschick jetzt eine Krisis eingetreten war, und daß von seiner

gegenwärtigen Kaltblütigkeit ihrer Weiber Zukunft abhing. Er fühlte sich dieser Aufgabe gewachsen.

„Ei, was ist geschehen, Chetwynd?“ fragte er, scheinbar höchst überrascht. „Warum eilst Du so? Himmel, Du siehst ja aus, als ob Du einen Geist gesehen hättest!“

Chetwynd wandte sich hastig und ungekümmert an Mont.

„Hast Du sie gesehen?“ schrie er. „Ist irgend Jemand hier vorbeigekommen?“

„Niemand. Ich stehe seit einer Viertelstunde hier am Eingange“, erwiderte Mont, mit scheinbarer Wahrhaftigkeit. „Wen suchst Du? Sylvia?“

„Es war Bernice!“ sagte der Marquis in höchster Aufregung. „Ich sah sie so deutlich, wie ich Dich jetzt sehe, Gilbert, meine verstorbene Gattin Bernice! Hilf mir den Wintergarten durchsuchen.“

Mont that, als ob er ihn geängstigt anschaute.

„Mein lieber Rog!“ sagte er, „Du bist das Opfer irgend einer sonderbaren Sinnes Täuschung. Hast Du vergessen, daß Bernice todt ist? Wie kannst Du sie also gesehen haben? Kehren die Todten aus ihren Gräbern zurück? Ich werde zu Doctor Hartwright schiden, denn Du bist krank!“

Lord Chetwynd verließ Mont ungeduldig und durchsuchte jeden Winkel des Wintergartens — aber vergeblich, er fand keine Spur von seinem seltsamen Besuche. Er stürzte hinaus in den Garten und Mont ging mit ihm, aber sie sahen die schlanke, mädchenhafte, weißgekleidete Gestalt des vermeintlichen Gespenstes nicht wieder. Endlich kehrten sie in den Wintergarten zurück und der Marquis war bleich und niedergeschlagen.

„Wie kannst Du Dir nur einbilden, Deine verstorbene Frau gesehen zu haben, Chetwynd!“ sagte Mont laut, als sie zwischen den Blumenbeeten entlang gingen. „Wie kann sie aus ihrem Grabe kommen? Ah, Du glaubst, es war ihr Geist? Glaubst Du an Geister?“

„Ich glaubte nie daran“, sagte der Marquis in gebrochenem Tone. „Ich hielt einen solchen Glauben für den Irrewahn der Unwissenden. Aber da sie mir Lebend nicht zurückkehren kann, so muß ich ihren Geist gesehen haben.“

„Unfinn! Du bist von Deiner Rückkehr angegriffen. Morgen wirst Du über Deine seltsame Täuschung lächeln. Bernice ist im Himmel. Warum sollte sie hier herumwandeln? Nimm doch Deine Vernunft zu Hilfe! Die Todten wandeln nicht in menschlicher Gestalt auf der Erde umher. Du bist das Opfer einer optischen Täuschung, welche die Folge einer Nervenüberreizung ist. Ich möchte glauben, daß sich irgend Jemand den Spaß erlaubte, hier die Rolle des Gespenstes zu spielen, wenn ich nicht die ganze Zeit wie ein Wächter am Eingange des Wintergartens gestanden hätte, so daß Niemand kommen oder gehen konnte, ohne von mir gesehen zu werden.“

„Es war keine optische Täuschung, Gilbert. Sylvia hat es auch gesehen; wir wollen sie fragen.“

Der Marquis und Gilbert Mont traten in den Salon ein. Miß Mont stand vor dem Feuer, ihre Wangen glühten wieder, aber es war ein Ausdruck namenloser Furcht und scheuen Entsetzens in ihren Augen. Sie bildete sich ein, daß der Geist des Weibes, das sie ermordet zu haben wähnte, gekommen sei, um sie wegen ihres Verbrechens zu verfolgen. In ihrem ersten Entsetzen war sie gar feige gewesen. Sie

war auf ihr Zimmer gegangen und hatte sich dort ganz und gar ihrer Angst überlassen. Ihre alte Amme gab ihr ihren gewöhnlichen beruhigenden Trant, tröstete sie, und stökte ihr neuen Muth ein.

Bei aller ihrer Schwäche und Feigheit besaß Miß Mont eine eiserne Willenskraft und kannte keine Gewissensbisse. Bis jetzt war ihr nichts in ihren Versuchen, Lord Chetwynd zu gewinnen, in den Weg getreten; jetzt, wo ihr Ziel fast erreicht und er wieder mit ihr verlobt war, beschloß sie, daß nicht einmal ein Geist aus dem Jenseits ihr ihn entreißen sollte. Mit diesem Entschlusse kehrte sie nur einen Augenblick vor Chetwynd in den Salon zurück.

Sie begrüßte seine Rückkehr mit einem traurigen vorwurfsvollen Blick. Dann trat sie auf ihn zu, erfaßte seinen Arm und rief kläglich aus:

„O, Rog, warum hast Du mich von Dir geschleudert? Warum bist Du so plötzlich fortgeeilt? Du hast mich erschreckt. Wie mir das Herz noch schlägt! Was war denn geschehen?“

Chetwynd blickte sie erstaunt an.

„Was meinst Du mit Deiner Anspielung auf Bernice?“ fuhr Sylvia fort. „Du hast Dir doch nicht etwa eingebildet, sie gesehen zu haben?“

„Ich glaubte, ich sah sie dort, Sylvia. Es ist sonderbar. Ich hätte schwören können, daß ich meine verstorbene Gattin erblickte. Und Du hast sie nicht gesehen? Kann es eine Täuschung gewesen sein? Gilbert stand am Eingange des Wintergartens und er sagt, daß dort Niemand aus- oder eingegangen sei.“

Sylvia warf plötzlich einen durchbohrenden Blick auf ihren Bruder, aber sein Gesicht war unergründlich. Sie beschloß, über die Sache später mit ihm zu sprechen.

„Es war gewiß eine Täuschung Deiner Sinne“, sagte Sylvia mit einschmeichelnder Stimme. „Wäre irgend Jemand auf der Schwelle gestanden, hätte ich ihn doch sehen müssen. Nein, nein, liebster Rog. Du bist sehr aufgeregt heute Abend und Deine Einbildungskraft hat diese Vision heraufbeschworen. Das ist Alles. Mit zwei guten Zeugen, wie Gilbert und ich, welche Dir sagen, daß Niemand dort war, solltest Du Deine sonderbaren Träume vergessen.“

Chetwynd war in seinem Glauben erschüttert, er legte die Hand an die Stirne.

„Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?“ sagte er. „War Alles nur ein Trugbild meines überreizten Gehirns? Es ist leichter das zu glauben, als daß die Todten wiederkehren, und dennoch hätte meine Einbildungskraft sie in dem Strahlenglanz so vollendeter Schönheit, wie ich sie nie gesehen habe, malen können. Ich kann es mir nicht erklären.“

Er lehnte sich an den Kamin und Sylvia legte ihre Wange in schmeichelnder Zärtlichkeit auf seinen Arm.

„Gilbert“, sagte sie stolz, „mein Platz ist hier, an Rog's Seite, von nun an, für alle Zeit! Darf ich es ihm sagen, Rog? So höre, Gilbert! Unser Verlöbniß ist erneuert worden. Wir werden uns heirathen — Rog und ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Miß Relydale? Sie ist also — —“

„Schon seit mehreren Stunden zurückgelehrt, habe ich Ihnen das nicht erzählt? Sie können daran sehen, wie sehr mein Gedächtniß abnimmt.“

Sie betraten gleich darauf das Wohngemach, wo ihnen Eleanor Relydale so unbefangen entgegentrat, als ob sie keine Minute abwesend gewesen, und so viel Sorge und Unruhe durch ihre unerwartete Entfernung bereitet hätte. Ihre Hand in die des jungen Mannes legend, sagte sie vollkommen ungezwungen:

„Es freut mich, Mr. Hope, Sie abermals in Auer Court zu sehen!“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Wachsende Freundschaft.

Sir William, seine Enkelin und sein Gast setzten sich bald nach dieser Begrüßung zu einem, diesmal sehr behaglichen Mittagsmahle nieder, denn die vielen überflüssigen Diener, der Glanz und der Prunk, wodurch das erste Essen sich ausgezeichnet hatte, war gänzlich von demselben ausgeschlossen. Der alte Baronet hatte bei dem ersten Diner die Absicht gehabt, den beiden Brüdern, welche so unerwartet an seinem Tische saßen, durch seinen Reichthum zu imponiren. an dem zweiten Abend aber wünschte er dem jungen Manne zu beweisen, daß er ihn jetzt als ein Mitglied seiner Familie ansehe, und er ihm als solches willkommen sei.

Im Uebrigen war er in der heitersten Stimmung; seine Enkelin war unerwartet schnell zu ihm zurückgekehrt, und allem Anscheine nach hatten ihre Angaben über ihre Abwesenheit ihn zufriedengestellt. Dazu war ihm ein kürzlich erst gefaßter, dennoch sehr wichtiger Plan gelungen, der Mann, dem er jetzt so unbedingt vertraute, wollte sein Testamentsvollstrecker werden, und er konnte der Zukunft seiner geliebten Enkelin wegen ganz unbesorgt entgegensehen.

„Es thut mir wahrlich leid, daß Sie uns schon morgen verlassen, mein lieber Hope,“ sagte er unter dem Eindrucke dieser Gefühle. „Ich habe bereits gelernt, dort unter den Buchen mich nach Ihnen umzusehen und auf Ihr Erscheinen zu warten! Aber Sie lächeln, Sie glauben gewiß meinen Worten nicht.“

„Wenn Sie wirklich ein Lächeln entdeckt, Sir William, so war's ein Lächeln der Befriedigung, alle Ihre mir gegenüber geäußerten Vorurtheile so schnell widerlegt zu haben!“

„Diese Woche hat viele Veränderungen gebracht, die für manches Leben nicht so ganz spurlos vorübergegangen sind,“ sagte der Baronet mit einem traurigen Blick auf seine Enkelin. „Haben wir uns zu unserem Vorthell verändert, um so besser für uns — ich wenigstens glaube, daß Sie eine bessere Meinung von mir hegen, nicht wahr, Mr. Hope?“

„Ja,“ antwortete dieser.

„Und auch von Elley! Gesehen Sie nur, Sie haben sie bisher für stolz, herrschsüchtig, eigenwillig und gefühllos gehalten!“

Miß Relydale lächelte und Archibald Hope entgegnete in entschiedenem Tone:

„Nein, Sir William, zu einer solchen Meinung war ich nicht berechtigt!“

Einige Fragen, die Eleanor Relydale an Archibald über Schottland richtete, welchem Gespräch sich auch ihr Großvater angeschlossen, brachte die Unterhaltung in andere Bahnen.

Für Archibald Hope war Eleanor Relydale an dem Abend ein wichtiges Studium und sie schien dies zu bemerken, denn mehr als einmal wandte sie erröthend ihr Auge ab, wenn sie seinem forschenden Blicke begegnete. Er entdeckte bald genug, daß irgend Etwas geschehen sei, was zur Beruhigung ihres Gemüthes beigetragen, denn sie lächelte oft und ungezwungen, war lebhafter, als er sie bisher gesehen und ging sogar auf die Neckereien und Scherze ihres Großvaters ein.

Als das Mahl vorüber war und sie sich in's Wohnzimmer zurückgezogen, begannen die beiden Herren bald von ihrer Geschäftsangelegenheit zu reden, und der Kaufmann bemerkte, daß er am folgenden Tage die Entschädigungssumme bringen würde, die so bedeutend, wie er gefürchtet, nicht herangewachsen war.

„Ich bestrehe nicht mehr auf das Geld, und werde es nicht annehmen,“ entgegnete Sir William.

„Es kommt Ihnen doch rechtmäßig zu.“

„Behalten Sie es, mein lieber Freund, behalten Sie es! Ich bedarf dessen nicht, und habe nur das Holz verkauft und dadurch ein schönes Gut seiner schönsten Zierde beraubt, um einen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen, nicht aber, um mich zu bereichern! — Und nun lassen Sie uns nochmals zu meiner Enkelin nach dem Wohnzimmer gehen; Sie sollen heute Gelegenheit haben, ihr musikalisches Talent zu bewundern.“

Sie gingen nach dem Wohnzimmer, wo Archibald Hope Gelegenheit hatte, sich von der Wahrheit der Angabe des Baronets zu überzeugen, denn Eleanor spielte und sang zum Entzücken schön.

Als er ihr seinen Dank für den ungewöhnlichen Genuß aussprach, entgegnete sie:

„Danken Sie mir nicht, Mr. Hope, denn ich fürchte, mein Spiel war diesmal geeignet, eher mich selbst, als Sie zu unterhalten. Was ich Ihnen soeben vortrug, hörte ich einmal auf einer schönen alten Orgel, bei einer Todtenfeier — es war fern von England — und es hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich die verschiedenen Melodien nie wieder vergessen kann.“

Sie erhob sich, verließ das Instrument und setzte sich an den Theetisch, um daselbst ihr Amt zu verwalten. Er folgte

Ihr dahin, um, wenn irgend möglich, über die letzten, ihm noch immer unbegreiflichen Ereignisse, die, wie er glaubte, auch seinen Bruder Maurice betrafen, einige Aufklärung zu erhalten.

„Sie sind schneller als Sie erwartet nach Auer Court zurückgekehrt,“ sagte er halblaut, da er bemerkte, daß Sir William bei dem Spiel seiner Enkelin sanft eingeschlafen war. „Hoffentlich ist die traurige und dringende Veranlassung Ihrer Abwesenheit beseitigt, und Sie sind jeder weiteren Angst und Sorge enthoben?“

„Für den Augenblick, ja, Mr. Hope, und das ist auch Alles, was ich hoffen kann und darf! — Uebrigens habe ich Ihren Rath befolgt, und meinem Großvater, wenn auch nur theilweise, den Grund meiner Bekümmerniß und Entfernung mitgetheilt.“

„Weshalb nur theilweise, Miß Relydale? Ein vollständiges Vertrauen — —“

„Würde, wie ich Ihnen schon gesagt, ihm das Herz brechen! — Es liegt hier ein Geheimniß zu Grunde, welches nicht mir allein angehört — erinnern Sie sich nicht, daß ich vor einigen Abenden auf der Terrasse Sie bat, von Ihrem Bruder die Aufklärung desselben zu fordern, und mir dann, falls es in Ihrer Macht stehe, zur Hilfe zu kommen?“ — Haben Sie über diesen Gegenstand mit ihm gesprochen, Mr. Hope?“

„Ja, und er hat mir jede Erklärung verweigert!“

„Das dachte ich wohl, doch reden wir lieber von etwas Anderem! Mein Großvater hat mir gesagt, daß er mir für kommende Zeiten Ihren Schutz und Beistand sichern würde, denn er fürchtet, ich könnte dessen einmal bedürfen.“

„Sir William hat ein unbegrenztes, mir selbst ganz unbegreifliches Vertrauen zu mir gefaßt, und mir in Bezug auf Sie ein wichtiges Amt übertragen. Darf ich hoffen, Miß Relydale, daß Sie mir später ebenfalls das Ihrige schenken werden?“

„Das besitzen Sie jetzt schon, Mr. Hope, und ich bitte Sie wegen des Ihnen früher bewiesenen Mißtrauens um Verzeihung!“

„Ich danke Ihnen, Miß Relydale,“ entgegnete schnell der junge Mann, „darf ich nun auch wissen, wie Sie so schnell Ihre Meinung geändert haben?“

„Sie haben dies Ihrem Bruder zu danken, der vor einigen Abenden lange mit mir von Ihnen gesprochen, und seitdem habe ich mich von der Wahrhaftigkeit seiner Worte überzeugt, denn seine und Ihre gleichzeitige Anwesenheit hatte meinen Argwohn erregt.“

„Mein Bruder Maurice hat dies Wunder bewirkt? Und doch kennt er meinen Charakter kaum besser als ich den meinigen!“

„Er ist wahr und zuverlässig, ich kann jedem seiner Worte Glauben schenken! Dennoch — —“

„Dennoch vertrauen Sie ihm nicht?“ unterbrach sie Archibald.

„Nein, ich fürchte ihn, ich habe ihn gefürchtet von dem Tage an, da ich ihn zum ersten Male im Hause meines Vaters gesehen! Sein Herz kennt weder Mitleid noch Erbarmen, und er wird mich verfolgen, so lange er und ich leben! — Aber schweigen wir davon, Mr. Hope, von diesem Gegenstande, den wir immer wieder berühren, und sagen Sie mir lieber, wann Sie Carrisford und uns zu verlassen gedenken.“

„Ich gehe schon morgen nach Glasgow zurück.“

„Und bald wird Ihnen das, was Sie hier erlebt, nur noch gleich einem bösen Traum erscheinen, den Sie sich bemühen werden, sobald wie möglich zu vergessen.“

„Kann, Miß Relydale; denn leider oder zum Glück besitze ich ein sehr gutes Gedächtniß!“

„So vergessen Sie auch nicht die gute Meinung, welche Sie neuerdings von mir gefaßt haben, möge auch geschehen, was da wolle, bevor wir uns wiedersehen?“

„Ich glaube nicht, daß diese je erschüttert werden kann, möge auch geschehen, was da wolle, wie Sie sagen! — Aber noch eins, Miß Relydale. Sollte ich meinen Bruder in Paris antreffen, kann ich da nicht durch meinen Einfluß auf ihn Ihnen von Nutzen sein? Ich werde Alles anbieten, was in meinen Kräften steht!“

„Sie gehen also nicht von hier nach Glasgow?“ entgegnete das junge Mädchen, seine Frage nicht beachtend.

„Doch, Miß Relydale, allein möglich wäre es, daß ich schon in nächster Zeit in meinen eigenen Angelegenheiten nach Paris reise. Denn ich mache mir es jetzt zum Vorwurf, meinen Bruder so lange außer Augen gelassen zu haben, der einst ein so warmes großmüthiges Herz besaß!“

„Wie bald, o wie bald hat er dies verloren!“ sagte leise Sir Williams Enkelin, und fügte dann lauter hinzu: „Mr. Hope, versuchen Sie keine Vermittelung, welche die Sache nur verschlimmern würde, und die, wie ich jetzt weiß, nur ich allein am besten vertreten kann. Wollen Sie mir dennoch eine große Gefälligkeit erweisen — —“

„Sprechen Sie, Miß Relydale, wie kann ich Ihnen dienen?“ fragte hastig der junge Mann, nicht ohne Bewunderung und Bewegung in die tiefschwarzen Augen blickend, die fast bittend sich auf die feinen hesteten.

„Gehen Sie nicht nach Paris, Mr. Hope — forschen Sie wenigstens dort nicht nach Ihrem Bruder!“

„Wenn aber — —“

„Bis er selbst Ihnen schreibt, oder den Wunsch zu erkennen giebt, Sie zu sehen! — Dies ist die große Bitte, welche ich an Sie zu richten habe!“

Archibald Hope besann sich einen Augenblick, dann entgegnete er mit fester Stimme:

„Ich werde meinen Bruder nicht aufsuchen, Miß Relydale!“

„Sie wollte ihm ihren Dank aussprechen, allein Sir William, der erwacht war, sagte:

„Verzeihen Sie, Mr. Hope, daß ich einschlief; allein ich hoffe, meine Enkelin hat Sie nach besten Kräften unterhalten! Was war der Gegenstand Ihres Gesprächs?“

„Die bessere Meinung, die wir schließlich von einander gefaßt,“ entgegnete Eleanor, die Hand auf die Schulter ihres Großvaters legend.

„Es freut mich, daß Sie gegenseitig anderer Ansicht geworden sind,“ sagte freundlich der Greis. „Man soll nie ein voreiliges Urtheil fassen — ich wenigstens thue dies nie!“

Dieser Bemerkung folgte ein allgemeines Gespräch am Theetisch, wo Miß Relydale ihren Großvater und seinen Gast selbst bediente.

Als endlich der Letztere sich Abschied nehmend erhob, sprach der Baronet, die Hand des jungen Mannes fest in der seinen haltend:

„Ich habe morgen vor Ihrer Abreise noch mit Ihnen zu reden, kommen Sie daher so früh Sie können, zu mir.“

Archibald Hope machte eine Verbeugung, und sich darauf an Miß Relydale wendend, fragte er:

„Werde ich Sie ebenfalls morgen wiedersehen?“

„Sie werden mich bei meinem Großvater finden, Mr. Hope. Ich werde Ihnen dann ebenfalls mein Liebewohl sagen!“

Archibald Hope verbeugte sich abermals und verließ dann Sir William und seine Enkelin, um zu Fuß den Rückweg nach seinem Gasthof anzutreten, in seinen Gedanken unaufhörlich mit dem beschäftigt, was sich in den letzten vierundzwanzig Stunden ereignet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Archibald Hope nimmt von Agnes Prayse Abschied.

Der letzte Tag in Carrisford brachte für Archibald Hope noch der Geschäfte viele und mancherlei, die alle vor seiner Abreise beseitigt sein mußten, und erst um fünf Uhr trat er in die Verwalterwohnung, nachdem er mit Mr. Prayse verabredet, daß dieser ihn in einer Stunde nach der nächsten Eisenbahnstation fahren solle. Er fand daher auch nur Mutter und Tochter anwesend, mit denen er die in seiner früheren Heimath so unerwartet verlebte Zeit nochmals besprach, und seine Rückkehr als ganz bestimmt für den nächsten Frühling in Aussicht stellte.

Agnes Prayse war ungewöhnlich schweigsam, dennoch schien sie weder traurig noch beleidigt, denn sie blickte einige Male ganz heiter von ihrer Stickerie zu ihm auf, als sei seine so nahe bevorstehende Abreise eine große Erleichterung für sie.

Bald war so eine halbe Stunde verflossen, und Archibald, dies bemerkend, sagte:

„Jetzt muß ich gehen, Mrs. Prayse, Sir William erwartet mich noch auf einen Augenblick! Ich werde Ihnen wie sonst oft schreiben, und Ihnen Alles mittheilen, was Sie aus Schottland und Glasgow interessieren kann, dafür erwarte ich aber, daß Agnes mir ebenfalls Alles mittheilt, was hier geschieht!“

„Ich glaube kaum, daß die Neuigkeiten von Carrisford Sie besonders interessieren werden, Archi,“ versetzte Agnes in sehr ruhigem Tone, „dennoch will ich Ihnen Alles mittheilen, was hier geschieht.“

„Weßhalb glauben Sie, daß jetzt die Neuigkeiten von Carrisford mich nicht interessieren?“ forschte der junge Mann.

„O, ich meine, daß Carrisford Ihnen verhaßt ist, und Sie sich freuen, von hier fort zu kommen,“ erwiderte Agnes, und ihre Stimme verräth ihre innere Erregung.

„Das waren wirklich meine Worte, doch hatte ich sie in großer Verstimmung gesprochen, Agnes, und Sie hätten dieselben vergessen sollen! Ich nehme sie übrigens hiermit zurück, denn das alte Dorf Carrisford ist mir lieber als je, und ich freue mich auf den Augenblick, wo ich hierher zurückkehren werde. Genügt Ihnen dies, Agnes?“

„Ja! Was aber ist im Stande gewesen, seit jenem Abend so schnell Ihre Meinung zu ändern?“

„Nichts,“ antwortete er, „ich war, wie schon gesagt, sehr verstimmt.“

Agnes Prayse hatte ihn angeblickt, und ihr war sein Erröthen nicht entgangen. Gleich darauf fragte sie:

„Und Miß Relydale ist nach Aber Court zurückgekehrt? Ist sie es wohl gar, Archibald, die auf Ihre Stimmung Einfluß ausgeübt?“

„O gewiß nicht, Agnes! Welche Frage?“

„Nun, ich weiß auch, sie gefiel Ihnen vor einigen Tagen durchaus nicht,“ erwiderte das junge Mädchen.

„Ich habe auch in der Beziehung meine Ansicht geändert, Agnes. Doch wahrlich, es wird spät — leben Sie wohl, Mrs. Prayse, leben Sie wohl, Agnes, bis wir uns wiedersehen.“

Bei diesen Worten reichte er Beiden die Hand.

„Leben Sie wohl, Archi!“ entgegneten Mutter und Tochter. „Glückliche Reise und lassen Sie uns bald Ihre Ankunft erfahren!“

Noch einen Händedruck, noch einige freundliche Worte, und gleich darauf verließ Archibald Hope das gastliche Haus, in welchem er von den Freunden aus alter Zeit eine so herzliche Aufnahme gefunden. Raschen Schrittes wandte er sich dann den Buchen von Carrisford zu, wo er bestimmt wußte, daß Sir William seiner wartete.

Auf dem Wege dahin dachte er an Agnes Prayse und ihre seltsamen Worte, allein er ahnte nicht, daß von ihrem kleinen Stübchen aus sie ihm mit thränenfeuchten Augen nachblickte, bis er unter den Bäumen verschwand, wo sie dann für sein Wohl und sein Glück betete, und von dem Gedanken an seinen Besitz, den sie thöricht genug für möglich gehalten, Abschied nahm. —

Als Archibald Hope die Spitzen der alten Buchen erblickte, stand auch sogleich Eleanor Relydale in ihrer unvergleichlichen Schönheit und Anmuth vor seiner Seele, und verdrängte für immer die stille Verwalterstochter aus seiner Erinnerung. Er sollte jetzt Abschied nehmen von Sir William und seiner Enkelin, jetzt, wo er Beider Vertrauen gewonnen und er sich gefreut haben würde, noch einige Zeit in Carrisford in ihrer Nähe zu verweilen.

Endlich war er am Fuße des Hügels angelangt, und im Lichte der schon sinkenden Sonne sah er den Greis im Rollstuhl, die weiche Leopardenbede dicht an seinen Körper geschniegt; zu seinen Füßen das schöne Windspiel, in einer bestimmten Entfernung der finster blickende Job, über ihren Großvater gebeugt, jedoch den Berg hinabblinkend, Eleanor Relydale, und hinter ihnen, vom Purpurglanz des Sonnenuntergangs umflossen, die hohen Buchen, deren Kronen zum Himmel anstrebten — — wahrlich! ein Anblick, dessen Archibald Hope sich noch lange und oft entsann.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unter den Buchen.

„Da kommt Mr. Hope,“ sagte Eleanor zu ihrem Großvater, als der junge Mann sich ihnen auf wenige Schritte genähert hatte.

„Ich weiß, Kind, ich sehe ihn!“ lautete Sir William's kurze Antwort, denn er hatte bereits, ohne daß er es sich gestehen wollte, zwei Stunden auf Archibald gewartet, und war allmählig in eine sehr verdrießliche Stimmung gerathen. Endlich aber stand Jener vor ihm, und kaum war ihm Zeit

zu einem kurzen Gruß geblieben, als auch der alte Baronet, noch immer gereizt, sagte:

„Warum so spät, Mr. Hope? Ich glaubte Sie schon am Nachmittag bei mir zu sehen.“

„Ich konnte nicht früher kommen, Sir William, meine Geschäfte nahmen mich bis zum letzten Augenblick in Anspruch!“

„Sie werden also während der Nacht reisen. Wie aber gelangen Sie zur Station?“

„Mr. Prayse hat versprochen, mich dorthin zu fahren, Sir William!“

„Ach, ich hatte fast vergessen, daß Prayse Ihr älterer Freund ist, Mr. Hope! Seinetwegen auch haben Sie jetzt nur noch kaum einige Minuten für mich. — Laß mich einen Augenblick allein mit Mr. Hope, Elley, ich habe noch Einiges mit ihm zu besprechen,“ fügte er dann zu seiner Enkelin gewandt hinzu, worauf diese sogleich, von Prinz begleitet, dem Hause aufschritt.

„Bei genauer Ueberlegung habe ich gefunden,“ fuhr der Baronet nach einer Pause fort, „daß ich in meinen Anordnungen die kommende Zeit betreffend, noch einige Kleinigkeiten vergessen habe, und wahrscheinlich werde ich in nächster Zeit Sie in Glasgow auffuchen. Jetzt aber von ihr, deren künftiges Wohl mir kaum Ruhe läßt, da ich es nach meinem Tode gefährdet sehe. Wunderbar genug, daß ich gerade jetzt Sie kennen gelernt, und auf den ersten Blick ein so großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt habe! — Also, Archibald Hope, wenn wir uns im Leben nicht wieder sehen sollten — —“

„Hoffen wir, Sir William — —“

„Ich hege wenig Hoffnung, mein junger Freund! — daher noch einmal, wenn wir im Leben uns nicht wiedersehen sollten, so bedenken Sie vor allen Dingen, daß Sie das Interesse meiner Enkelin zu wahren haben, und als Vollstrecker meines letzten Willens immer und unter allen Umständen ihr alleiniges Wohl im Auge haben müssen.“

„Ich werde alle Ihre Anordnungen nach besten Kräften vollziehen, Sir William!“

„Das genügt mir noch nicht,“ entgegnete der Greis. „Sie müssen mir auch versprechen, Archibald Hope, Sie in allen Gefahren schützen zu wollen, die ihr von Denen drohen können, welche Sie Ihren Plänen geneigt machen möchten, um von ihrer Furcht zu verlangen, was ihre Großmuth ihnen vielleicht nicht gewähren will. Sie ist jung, unbedachtsam und nur zu sehr geneigt, das Beste von Andern zu glauben, wird also leicht zu hintergehen sein! So viel ich schon jetzt einsehen kann, droht ihr nach meinem Tode fortwährend Gefahr, — wollen Sie ihr Ihre Hülfe angedeihen lassen, wenn Sie dieselbe in Anspruch nimmt?“

„Das will ich, Sir William, verlassen Sie sich fest auf mich!“

„Wollen Sie ihr Freund — schon jetzt ihr Freund sein, und als solcher für Sie kämpfen, so schwer der Kampf auch sein mag? Sie verdient Ihre Freundschaft, und wird dieselbe anerkennen!“

„Ich werde von diesem Augenblicke an stets ihr Freund sein und es bleiben, so lange Sie meine Freundschaft anerkennen!“

„Das wird Sie immer thun, denn Sie haben bereits Ihr Vertrauen gewonnen! — Und nun weiß ich nichts mehr, Archibald Hope, und es bleibt uns nur noch Abschied zu nehmen. Rufen Sie doch Miß Relydale zurück!“

Sie kam ihm schon auf halbem Wege entgegen und fragte ihn mit ernstsinntem Ausdruck in den dunklen Augen:

„Sie verlassen uns also jetzt, Mr. Hope, wahrscheinlich im Herzen froh, aus dieser drückenden Atmosphäre wieder in eine freiere Luft versetzt zu werden?“

„Durchaus nicht, Miß Relydale, sondern es würde mich freuen, recht sehr freuen, könnte ich noch einige Zeit hier verweilen.“

Sie senkte eine Sekunde den Blick, erhob ihn aber wieder zu ihrem Begleiter und sagte:

„Sie haben Sir William's letzte Wünsche vernommen? Dieselben betreffen ohne Zweifel mich?“

„Sie betreffen nur Sie, Miß Relydale.“

„Und Sie sollen in den Kämpfen und Schwierigkeiten, die unfehlbar seinem Tode folgen werden, für mich auftreten und meine Rechte wahren?“

„Ich habe Ihrem Großvater dies versprochen. Sind Sie nicht damit einverstanden?“

„Ja,“ entgegnete sie, ihm beide Hände reichend, „und ich glaube, daß Sie mir ein treuer Freund sein werden. Dies aber wird Ihnen nie möglich sein, denn Sie können mir höchstens mein Geld behüten. Er jedoch denkt anders, und wir thun wohl, ihm seinen Glauben zu lassen. Leben Sie wohl, Mr. Hope! — Mein Großvater sieht sich nach Ihnen um — —“

„Leben Sie wohl, Miß Relydale, und mögen Sie nie meines Beistandes als Vertheidiger gebrauchen! Ein Jahr ist bald verflossen, und kehre ich dann wieder, so hoffe ich Sie aller Sorgen und Geheimnisse enthoben zu sehen!“

Sie wollte antworten, der Baronet, neben dem sie jetzt standen, kam ihr jedoch zuvor und sagte, dem jungen Manne die Hand reichend:

„Ihre Zeit ist um, ich höre aus der Ferne schon Mr. Prayse mit seinem Wagen. Glückliche Reise also und Lebewohl, Archibald Hope!“

„Leben Sie wohl, Sir William und nehmen Sie meine besten Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Gesundheit, bis wir uns wiedersehen!“

„Ich danke Ihnen! Sollte aber dennoch, wenn Sie im nächsten Herbst nach Carrisford kommen, der alte Mann unter den Buchen, die Sie geschont haben, fehlen, so gedenken Sie des letzten Versprechens, welches Sie ihm geleistet!“

„Ich werde mich desselben stets erinnern, Sir William!“

„Um ihretwillen!“ fügte der Greis hinzu, seine Hand auf den Arm seiner Enkelin legend, „und bis Glück und Friede ihr wieder zu Theil wird.“

„Um ihretwillen,“ wiederholte der junge Mann, reichte den Weiden noch einmal die Hand, und verließ tief bewegt mit langsamen Schritten den Hügel und die Buchen von Carrisford, um seinen Freund, der, wie er wußte, seiner wartete, aufzusuchen.

Als er aus dem Park trat und nochmals zu den alten Bäumen aufblickte, sah er die Gestalten noch unbeweglich an demselben Plage, wo er sie verlassen. Er nahm seinen Hut ab, grüßte zu ihnen hinauf und in demselben Momente flatterte ein weißes Tuch im Abendwinde. Eleanor, die sein Herz bereits so tief gerührt, sandte ihm, an der Seite ihres alten Großvaters stehend, ihren letzten Abschiedsgruß zu. —

Zweites Buch.

Archibald Hope's Nachforschungen.

Erstes Kapitel.

Monsieur Villard.

Einige Monate bereits waren seit dem Abschiede unter den Buchen von Carrisford vergangen; Archibald Hope hatte sich mit dem früheren Eifer den Pflichten seines weitverzweigten Geschäftes hingegeben, und in dem Schreibzimmer seiner Firma schien er derselbe rastlose Theilhaber, der er vor dem Aufenthalt in seinem Heimathsdorfe gewesen.

Dennoch war seitdem eine Veränderung mit ihm vorgegangen; das frühere Leben genigte ihm nicht mehr, und sobald er sich allein in seiner Wohnung sah, empfand er eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einer Häuslichkeit, die ihm nach der oft sehr anstrengenden Tagesarbeit Zerstreuung und Erholung bieten konnte. In solchen Augenblicken trat ihm dann lebhaft das Bild der schönen Eleanor Relydale vor die Seele, deren offenbar großer Kummer, den sie so muthig trug, wie das unerklärliche Geheimniß, unter welchem sie litt, sein Interesse für sie um so mehr erregte und erhöhte.

Zwar verband sich mit dem Gedanken an sie noch nicht der Wunsch ihres Besitzes, denn sein Bruder hatte ihm seine Leidenschaft für sie gestanden, obgleich er wußte, daß sie eine große Abneigung gegen ihn empfand; dennoch regte sich bereits die Liebe zu dem seltsamen Mädchen in seinem Herzen, dessen Freund und Beschützer zu sein er ihrem Großvater versprochen, und er kannte bald keinen höheren Wunsch, als sie wiederzusehen, den er sich jedoch — ohne irgend eine besondere wichtige Veranlassung bis zum nächsten Frühling versagen mußte.

Von Mr. Prayse und seiner Tochter waren verschiedene Briefe eingegangen, und durch diese hatte er alle wichtigen Ereignisse von Carrisford und Auer Court erfahren. Der letzte hatte ihm sogar gemeldet, daß Sir William bedenklich erkrankt sei, und auf Anrathen seines Arztes mit seiner Enkelin und einigen Dienern, darunter Job, auf längere Zeit nach Torquay gehen würde.

Mit jedem weiteren Tage Nachrichten erwartend, und einigermaßen um den Kranken besorgt, saß er an einem Novemberabend in seinem Zimmer und las beim hellen Kaminfeuer die letzten Zeitungen, als sein Diener ihm eine Karte brachte, welche den Namen Alphonso Villard trug.

Bald darauf stand der Träger dieses Namens in Person vor ihm. Derselbe war von mittlerer Größe, hatte eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, kurzgeschnittenes, schwarzes Haar, und trug einen ziemlich langen Kinnbart.

„Darf ich wissen, fragte Archibald Hope, auf einen Stuhl deutend, „wen ich die Ehre habe vor mir zu sehen?“

Alphonso Villard hatte einen Blick in sein Taschenbuch geworfen und entgegnete dann, den angebotenen Stuhl nehmend, zugleich aber den jungen Mann scharf in's Auge fassend:

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen mittheilen, Mr. Hope, daß ich ein Agent der französischen Polizei bin!“

Dieser, eine so eigenthümliche Einleitung nicht begreifend, verbeugte sich und der Franzose fuhr mit etwas lauterer Stimme fort:

„Vor drei Monaten“, und er nannte einen Tag im August, dessen Archibald sich nur zu deutlich erinnerte, „haben Sie an einen Herrn Maurice Hope in Paris einen Brief gesandt.“

Archibald Hope's Aufmerksamkeit wuchs, als er seines Bruders erwähnen hörte, von dem er noch immer keine Nachricht erhalten, und er beschloß, vorsichtig zu sein. Die directe Antwort umgehend, fragte er dagegen:

„Woher wissen Sie, mein Herr, daß ich an dem Tage an Maurice Hope einen Brief abgesandt?“

„Weil dieser Brief in meinem Besitz ist,“ entgegnete der Agent, ein Papier aus seiner Brusttasche ziehend und es dem jungen Manne überreichend. „Hier ist er, er ist aus einem Dorfe in England datirt. Sie wissen doch, daß der Herr, an den sie geschrieben, dem Namen nach eine Stellung im Postfach bekleidete?“

„Dem Namen nach nur?“ fragte Archibald Hope, den Brief an sich nehmend.

„Es war Ihnen also nicht bekannt, daß er gleich mir im Dienst der geheimen Polizei von Paris stand?“

„Nein, ich höre jetzt zum ersten Male davon!“

„Er war ein sehr zuverlässiges und allgemein geschätztes Mitglied unserer Verbindung, der uns unter dem Namen Monsieur Delille bekannt war. Sein plötzliches und unerklärliches Verschwinden — —“

„Sein plötzliches Verschwinden?“ wiederholte Archibald Hope, den Franzosen überrascht anblickend.

„Monsieur Delille forderte in Privatangelegenheiten einen Urlaub von sechs Tagen, ist nach England abgereist und wir haben seitdem nichts wieder von ihm gehört.“

Archibald Hope war auf diesen Schlag wenig vorbereitet; die Zeitung entfiel seiner Hand, und stumm vor Ueberraschung blickte er in die Flammen des Kaminsfeuers.

„Es bleibt uns nichts weiter übrig, als zu glauben,“ fuhr Monsieur Alphonso Villard in seiner Erklärung fort, „daß er in England von irgend Jemand, der durch ihn in Frankreich zur Rechenschaft gezogen, erkannt ist und durch ruchlose Hand ein Opfer der Rache geworden.“

„Was haben Sie bereits durch Ihre Nachforschungen in Erfahrung gebracht, Sir?“ fragte Archibald Hope hastig.

„Noch gar nichts, Monsieur, denn ich bin zuerst zu Ihnen gekommen. War Ihnen, als er Sie verließ, der Entschluß seiner Abreise nach Paris bekannt?“

„Nein, er verließ mich plötzlich, nachdem er sein Gepäck schon vorher fortgeschickt, ohne für längere Zeit Abschied von mir genommen zu haben.“

Es trat eine Pause ein, während welcher die beiden Männer das unbegreifliche Verschwinden von Maurice Hope eingehend überdachten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Daprow.

Die Langeweile und Debe des Städtchens Dornenthal war durch das Eintreffen des weltbekannten Thierbändigers Lorenzo Amaranti auf erfreuliche Weise unterbrochen worden. Die Garnison war zum Manöver ausgerückt, weshalb die Stadtohrigkeit in humaner Besorgniß für die Unterhaltung der Bürgerschaft dem Menageriebesitzer das alte Exerzierhaus zur Disposition gestellt hatte.

Da stand nun Jung und Alt vor den mit schwarzen und weißen Streifen bemalten Thorflügeln und starrte die großen Bilder zur Rechten und Linken des Einganges, die dem Beschauer die Thierwelt fremder Zonen vermitteln sollten, an. Wie imposant nahm sich der Elephant aus, welcher mit seinem Rüssel den muskulösen Afrikaner in die Luft schleubert, wie furchterregend der Panther, der unter blühenden Tropengebüschen zusammengelaurt auf den bemalten und feberge schmückten Indianer-Häuptling zum Sprung ansetzt. Was schädete es, daß die Farben in rohester Weise aufgetragen waren und von Naturcolorit, Schattenconstruction und Perspective nicht die geringste Spur zu entdecken war? Bestand doch das Außenpublikum zumeist aus der Schuljugend des Städtchens, welche für ihre Phantasie in diesen Bildern hinreichend Anregung fand. Die wenigen Erwachsenen, welche zeitweise stehen blieben, gehörten dem Arbeiter- oder Handwerkerstande an. Die Befriedigung ihrer Neugierde erstreckte sich wegen Zeitmangels selten auf eine längere Frist als fünf Minuten. Nur die Landleute, welche an Wochentagen nach Dornenthal kamen, verließen das Städtchen nicht, ohne die wunderbare Schaubude von innen und außen auf das Genaueste in Augenschein genommen zu haben; obgleich auch unter ihnen die Klugen und Gereisten nicht fehlten, welche das Alles im zoologischen Garten der Residenz viel naturwüchsiger, großartiger und imposanter gesehen haben wollten.

Vor dem Eingange stand ein Neger in phantastischem Costüm, mit krausem, wolligem Haar und wulstigen Lippen, aus einer mit bunten Bändern verzierten Muschelpfeife rauchend. Unbekümmert um die Gaffer spazierte er unaufhaltsam auf und ab und verschwand nur dann auf kurze Zeit im Innern der Bude, wenn die leergerauchte Pfeife ihn zum erneuerten Füllen derselben nöthigte. Er bewahrte eine gleichgiltige, mit Würde gepaarte Haltung. Es hatte den Anschein, als mache er sich nicht das Geringste daraus, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und doch war Tausend gegen Eins zu wetten, daß ein etwaiges Nichtbeachten den eillen Sohn der heißen Zone zur Verzweiflung getrieben haben würde.

Mit bedeutend geringerem Interesse mochten die vor dem Gebäude versammelten Neugierigen die elegant gekleidete Frau in mittleren Jahren betrachten, die der Thür gegenüber vor der schweren rothwollenen Portiere saß, welche die Außenwelt von den Geheimnissen des Inneren trennte. Obwohl bereits im Hochsommer des Lebens stehend, war sie jedoch

keineswegs eine Erscheinung, an welcher man achtlos vorüber gehen konnte. Ein schwermüthiger Ernst sprach aus den dunklen braunen Augen, wie er so häufig Personen von tieferer Gemüthsanlage eigen ist, die frühzeitig die Schattenseiten des Lebens kennen lernten. Das schwarze, glänzende Haar, welches in überreicher Fülle unter dem kleidsamen Hute hervorquoll, die kühngewölbten dunklen Brauen, der warme, in's Bräunliche spielende Teint verriethen die süßliche Abstammung.

Die Leute in Dornenthal wußten, daß diese Frau die Mutter des jungen Herrn Amaranti war, welcher drinnen die Vorstellungen leitete. Sie galt für die eigentliche Eigenthümerin der Menagerie. Tiefer in die Geschäftsgeheimnisse der Familie Amaranti eingeweihte Personen wollten wissen, daß sie sämmtliches lebende und todtte Inventar neben einem colossalen Vermögen von ihrem vor drei Jahren verstorbenen Ehemann, dem Signor Petrello Amaranti, geerbt und es keineswegs nöthig habe, in ihren alten Tagen noch mit dem wilden Gethier durch die Welt zu schweifen. Doch that sie es ihrem Sohn zu Liebe, der des Vaters große Vorliebe für die Thierwelt der heißen Zone, aber auch seine Kühnheit, Energie und Kaltblütigkeit im Umgang mit denselben geerbt habe und dem das rastlose Umherziehen bereits zur zweiten Natur geworden sei.

Der innere Raum des Exerzierhauses war durch mächtige Vorhänge und Portieren in drei Abtheilungen zerlegt. Unmittelbar, nachdem die Schwelle überschritten, befand man sich mitten unter der Thierwelt mit allen Wundern und Geheimnissen. Ringsum an den äußeren Wänden zogen sich die gewaltigen, aus Eisenstäben und Eisenplatten gearbeiteten Käfige hin, und unheimlich genug mochte Derjenige, welcher zum ersten Mal in seinem Leben eine Menagerie betrat, sich von den glühenden Augen, den seltsamen, oft schrecklichen Stimmen und den scharfen Pranken berührt fühlen, welche ihm bei jeder Wendung entgegen drohten.

Da war zunächst der kluge Schimpanse, der wüßte und melancholisch aussehende schwarze Bartaffe, ein Paar Malbroucks und ein halbes Duzend gewöhnliche Affen, Purzelbäume schlagend, Zucker naschend und tausend possirliche Streiche in Scene setzend. Mit glanzlosem, aber nichts desto weniger gierigem Auge schaute die gefleckte Hyäne auf das schlankte Rauschthier, das mit sichtlichem Wohlbehagen ein paar vielleicht nicht sehr frische Hühnereier verzehrte. Mit gespreizten Vorderbeinen beugte die schlankte Giraffe den feinen, zierlichen Kopf zu Boden, um die frischen Baumzweige zu kosten, welche einer der Wärter soeben hineingeschoben. Dicht daneben stand die Antilope mit dem sanften, scheuen Blick. Das häßliche Kameel streckte seinen Kopf über die Gitterwand und nahm ohne das leiseste Zeichen von Dankbarkeit die Semmel aus der Hand irgend eines reizenden Mädchens. Der afrikanische Steppenfel schloß sich brüderlich an das spanische Merinoschaf in dem Bestreben, die Dumm-

heit im thierischen Auge darzustellen. Vor Allem lockten der Königstiger, die Bären- und Löwenfamilie und der Elephant. Letzterer hatte zu jeder Tageszeit einen Haufen Bewunderer vor seinem Sprechgitter und der in den graziossten Windungen sich bewegende Rüssel wurde nicht müde, die verschiedensten Schwaaren aus den Händen seiner Verehrer in Empfang zu nehmen und in den unerfättlichen Schlund hinabzubefördern. Auch die kleinere Thierwelt war in den reizendsten zierlichsten Exemplaren vertreten. Fobel, Dachs und einige Marderarten repräsentirten das gemeine Räubertum, Murmelthier, Agreca, Diber und Stachelschwein probirten ihre scharfen Zähne an Holzsplintern, Strohhalmen, Buchedern und Rüssen. Grunzend zog der Klippenbach vom Cap der guten Hoffnung die stark verwachsenen Zehen ein. Das Felsenkänguru stand auf den Hinterbeinen und schien mit dem zierlichen rückwärts gewandten Kopf angelegentlich seinen langen beweglichen Schweif zu betrachten, während das Riesengürteltier wie träumend in der Erde seines Käfigs zusammengekauert saß. Als Komiker fungirte der gemeine Waschbär. Mit affenähnlicher Gewandtheit kletterte er auf den künstlichen Baumstamm in der Mitte seines Behälters und schwang sich von da mit kühnem Satz gegen die Gitterwand, an welche er sich mit den Pfoten festklammerte und die Zuschauer anstarrte. —

Ungeheure Vorhänge trennten die eigentliche Menagerie von den beiden übrigen Abtheilungen, welche den sogenannten Circus bildeten. Vor der Portiere, durch welche man in den Zuschauerraum gelangte, saß der alte Scipio, ein treuer bewährter Diener des Hauses Amaranti, welcher schon unter dem seligen Herrn zur Zufriedenheit gearbeitet und sich vom einfachen Wärter bis zum Billet-Controleur emporgeschwungen hatte. Sein Amt war es, die Billets für den Besuch des Circus, welche vorn am Eingange des Hauses von der Herrin gelöst werden mußten, abzunehmen und dem Publikum die Plätze anzuweisen.

Diese zogen sich zur Rechten und Linken eines schmalen Ganges hin, in welchen man unmittelbar gelangte, sobald man durch Scipio's Portiere trat. Sie bestanden aus einfachen mit leinenen Bezügen versehenen Holzbänken, waren nach hinten zu erhöht und senkten sich nach dem zweiten Vorhange zu abwärts. Man unterschied den ersten, zweiten und dritten Rang. Der eigentliche Circus bestand aus einer Kreisrunden, von einer niederen Barriere eingefassten Sandfläche. Hier producirten sich die von dem jungen Herrn Amaranti dressirten vierbeinigen Künstler. Hunde und Ziegen tanzten, exerzirten und kletterten. Der Elephant gab mit seinem Rüssel einige gelungene Kunststücke zum Besten. Der Schimpanse, als Jockey verkleidet, ritt auf dem kleinen Ponny die hohe Schule und ein Paar Bären tanzten nach dem Takte der Musik.

Hauptsächlich amüsirte die Jugend sich über derartige Leistungen der Thierwelt. Es gab jedoch einen Act in dem Drama, welcher das verwöhnteste Auge des erfahrensten Zuschauers zur Bewunderung hinriß, wie es jedes Herz in angstvoller Sorge, ja nicht selten in Entsetzen stärker klopfen machte. Die Vorstellung endete nämlich mit dem berühmten sogenannten Löwenkampf, der einzigen Scene, in welcher Signor Amaranti sich persönlich dem Publikum zeigte.

Mancher, welcher die Thierwelt aller Zonen bereits durch Reisen, die Leistungsfähigkeit derselben durch Besuche großstädtischer Circusse aus eigener Anschauung kannte, verabsäumte

doch nicht, der Schlussscene der Amaranti'schen Vorstellungen beizuwohnen.

Denn wohl verlohnte es sich der Mühe, den kraftvoll gebauten jungen Südländer Amaranti mit dem rabenschwarzen Gelock und den bligenden Augen im römischen Gladiatorenanzuge zu sehen, wie er, die Geißel in der rechten Hand, mit raschem Schritte zuerst in den Vorraum des Käfigs trat, diesen sorgfältig hinter sich abschloß und dann sich in den eigentlichen Zwinger begab, wo er die Bestien der Wüste mit mächtigen Schlägen aus ihrer Ruhe aufschreckte, sie zwang, vor ihm niederzuknien, auf den Hinterbeinen zu stehen und die gewaltigen Pranken zärtlich auf seine Schulter zu legen. —

Es war ein kühler, aber nichts desto weniger angenehmer Herbstnachmittag, als eine elegante Halbhaife vor dem Exerzierhause hielt, welcher ein ältlicher, modisch gekleideter Herr und drei Damen entstiegen. Die älteste der Damen ergriff sofort den Arm des Herrn, ihres Gemahls, worauf das Paar an den Tisch der Direction trat und nach Erlegung des Eintrittspreises die Billets für vier Personen in Empfang nahm, worauf der Wagen langsam zurückfuhr.

Die beiden jungen Mädchen, welche dem älteren Paare folgten, mochten sich im Anfange der Zwanziger befinden. Sie unterschieden sich ebensowohl in ihrer äußeren Gestalt, wie die Art und Weise ihrer Haltung und ihrer Bewegungen auf eine innerliche Verschiedenheit schließen ließ. Während die kleinere eine gewisse Fülle der Gliederung, die jedoch der Zierlichkeit des Wuchses keinen Abbruch that, offenbarte, erwies sich die größere von schlanken, durchaus ebenmäßigen Proportionen. Das tiefschwarze Haar der Letzteren legte sich in kunstvollen Flechten um den feinen Kopf und bildete einen prächtigen Gegensatz zu dem weißen, fast durchsichtig zarten Teint. Durch das verschleierte Feuer der von langen Seidenwimpern beschatteten Augen, den tiefen Ernst der gedankenvollen Stirn, das Fehlen jedes rosigen Anhauchens der Wangen erhielt ihr Antlitz etwas Marmorartiges. Es war jene räthselhafte, geheimnißvolle Form der Schönheit, welche zugleich anzieht und zurückscheucht; jene blendende imposante Fülle verräth, daß sich hinter ihr ein klarer, selbstständiger Geist verbirgt.

Ihre Begleiterin bildete den offenbaren Gegensatz von alle dem. Der leichte, schwebende Gang, das ruhige Sichgehenlassen in Haltung und Geberde bei vorherrschend natürlicher Grazie hätten auf ein einfaches kindliches Gemüth schließen lassen, wenn nicht eine feine scharfe Linie um den Mund und hin und wieder ein rasches Ausleuchten der großen blauen Augen auf Willenskraft und reiches inneres Leben gedeutet hätte. Das blonde Haar fiel in reichen Locken um Stirn und Schultern. Die lebhafteste Frische des Teints und der Lippen zeigte Gesundheit und Jugendkraft an. Alles in Allem war sie eine Erscheinung, geeignet, auf den ersten Blick Herzen zu gewinnen und zu fesseln; eine jener Naturen, die durch Gemüth und Anmuth oft eine größere Herrschaft ausüben, als es geistige Ueberlegenheit und Energie vermögen.

Arm in Arm folgten die beiden Mädchen dem voranschreitenden älteren Paare. Dieses blieb hin und wieder vor den Käfigen stehen, um einige besonders interessante Thierexemplare zu mustern, wobei der Herr nicht selten den Kopf zurückwandte und mit dem schwarzen Noßstock die Mädchen auf dies oder jenes aufmerksam machte. Er schien mit einer Art innerem Behagen seine zoologischen Kenntnisse

zum Besten zu geben und was er sagte, mußte für die Damen von Interesse sein, da alle drei seinem Vortrage mit unverkennbarer Aufmerksamkeit lauschten.

Es war die Zeit der Fütterung, die Menagerie daher stark besucht. Nicht jeder, der die springenden, Kletternden und in den verschiedenartigsten Tönen sich ergehenden Vier- oder Zweifüßler betrachtete, war auch zugleich mit ihren Charakteren, ihrer Lebensweise oder ihren sonstigen guten und schlimmen Eigenschaften vertraut. Sonach bildete sich bald eine Gruppe von Zuhörern um den erklärenden alten Herrn, ohne daß dieser besonders darauf geachtet, oder wohl gar mit irgend einer Miene verrathen hätte, daß diese Anerkennung seiner naturgeschichtlichen Wirksamkeit schmeichelhaft sei. Möglich, daß diese Nichtbeachtung seines größeren Auditoriums einem Gefühl des Stolzes entsprang. Er kannte die Leute nicht, die ihn umgaben, folglich existirten sie nicht für ihn. Man wußte in dem kleinen Städtchen, daß der Herr Oekonomie-Commissionsrath Clarus, obgleich schlichter bürgerlicher Familie entstammend, gewisse Eigenheiten hatte, die streng genommen nur in aristokratischen Kreisen einigen Anspruch auf Toleranz machen konnten.

Nicht, als ob er im Verkehr mit den Leuten, mit denen sein Amt ihn in Berührung brachte, eine hochmüthige Schroffheit oder vornehme Zurückhaltung an den Tag gelegt hätte, er konnte sogar gegen die wohlhabenden Bauern und Gutshesitzer der Umgegend recht liebenswürdig und zuvorkommend sein; allein der von seinem Vorgesetzten geschätzte und im besten Rufe stehende Beamte hatte sich aus den beschränktesten Verhältnissen zu seiner geachteten jetzigen Stellung emporgearbeitet. Als zweiter Sohn eines armen Dorfschullehrers, dessen Familie aus acht Kindern bestand, hatte er nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre seine Carrière als Copist bei einem Feldmesser begonnen. Die Fähigkeiten, der ernste Fleiß des Knaben hatten ihm das Wohlwollen und die Zufriedenheit des Principals in so hohem Grade erworben, daß der Letztere die Sorge für seine fernere Ausbildung in den Fächern der Geometrie und Landwirthschaftslehre übernahm. Clarus wurde nach Jahren angestrebten Fleißes und sorgfältiger Studien erst Hilfsfeldmesser, dann Regierungsgeometer und endlich Mitglied des Landesökonomie-Collegiums, mit welcher Stellung der Rathstitel und eine ansehnliche Besoldung verbunden waren.

Hatte ihn bereits das Amt eines Geometers wie ein glänzender, aber ferner Stern in seinem dürftigen Studierstübchen vorgeschwebt, so mußte ihm seine Ernennung zum Oekonomie-Commissionsrath als das Ideal alles hienieden Erreichbaren erscheinen. Sein mit einer gewissen Würde gepaartes Selbstbewußtsein hatte sonach einige Berechtigung, umsomehr, als seine glänzende Carrière ihn zu einer wohl-erzogenen, vermögenden Frau verhalf, mit deren Gelde er nicht bloß eins der schönsten Häuser der Stadt erstand, sondern auch einige rentable Privatunternehmungen in's Leben rufen konnte, die einen eclatanten Beweis für seine gediegenen ökonomischen Talente bildeten.

Obwohl Vater zweier schönen liebenswürdigen Töchter, von denen Agnes, die älteste, bereits das heirathsfähige Alter erreicht hatte, während Emma, die jüngere, noch die Schule besuchte, machte der Oekonomie-Commissionsrath doch kein sogenanntes großes Haus. Einestheils war er durch die Arbeiten seines Berufes, mit welchen auch häufige Reisen verbunden waren, zu sehr in Anspruch genommen, anderer-

seits widerstrebte es seinem strengwirthschaftlichen Sinn, öfter als nothwendig Gäste bei sich zu sehen, deren Dienstleistungen zu dem erforderlichen Aufwand in keinem rechten Verhältnisse standen.

Dessen ungeachtet war er ein zärtlicher Gatte und Familienvater, der den Seinen nicht leicht eine einigermaßen begründete Bitte abschlug. Concerte, Theater und Bälle, soweit diese Amusements in dem Städtchen vertreten waren, hatten sich einer regen Theiligung seitens der Clarus'schen Familie zu erfreuen. Ebenso gern gestattete der Rath den zeitweiligen Besuch der Residenz behufs angenehmer Verkürzung der Winteraison oder im Hochsommer die Reise nach einem romantisch gelegenen Badeorte, zur Kräftigung und Erfrischung des Körpers und der Seele.

Wie hätte er es also über sich gewinnen können, seinen wißbegierigen Töchtern die Beschäftigung einer Menagerie zu unterlagen, die nach allen Richtungen hin so viel Anregendes und Zerstreuendes bot? Schon am Tage der Eröffnung des Circus war die Rede davon gewesen, doch hatten mancherlei Berufsgeschäfte einen Aufschub nöthig gemacht, und die Damen wollten diesmal nicht ohne den Vater gehen, von dessen zoologischen Kenntnissen sie sich den besten Commentar versprachen. —

Emma, die jüngere Schwester, hatte freilich ihre Ungeduld nicht zu bemeistern vermocht und war bereits am dritten Tage, seit die Amaranti's im Orte waren, mit einer Schulfreundin nach dem Exercierhause gegangen. Die Folge davon war, daß sie an dem heutigen Tage zur Wahrung der häuslichen Interessen daheim bleiben mußte. An ihrer Statt hatte man eine Nichte der Rathin eingeladen, sich der Partie anzuschließen. Rosalie Romberg, die dunkelgelockte Begleiterin der Rathstochter, hatte anfangs aus unbekannten Gründen abgelehnt und erst ihre Zustimmung gegeben, als Agnes persönlich ihre Bitte wiederholt hatte. — — —

Man stand vor dem Käfig, welcher die Behausung des Löwenpaares bildete. Kopf an Kopf drängte sich hier die Menge, und wohl verdiente das Königspaar die ungetheilte Bewunderung der Zuschauer. Es waren nach dem Urtheil aller Kenner Prachtexemplare im wahren Sinne des Wortes. Man sah es den kräftigen elastischen Bewegungen der stattlichen Thiere an, daß sie ihrer Heimath, der afrikanischen Wüste, erst unlängst den Rücken gewandt hatten. Die großen gelbbraunen Augen des Löwen schienen mit einer Mischung von Troß und Verachtung auf die seinem Käfig zunächst stehenden Bewunderer zu blicken. Er nahm nicht die geringste Notiz von den kleinen Neckereien, die sich namentlich jüngere Leute mit Spazierstöcken, in zurückhaltender Weise freilich, erlaubten.

Nur einmal, als ein vorwitziger Sertaner sich zu dem Wagniß herbeiließ, ein Paar Pflaumen durch die Eisengitter dem Löwen vor die Pranken zu werfen, erhob er sich, reckte sich gähnend, drehte sich dann mit einer majestätischen Bewegung langsam um und schüttelte heftig die lange goldgelbe Mähne wie zum Zeichen, daß er für diese Mißachtung seiner Königswürde denn doch nicht das richtige Verständniß habe.

In diesem Augenblicke näherte sich der Wärter, eine aufgebunsene compacte Figur mit rohem, nichtsagendem Antlitz, dem Käfig. Er trug einen Korb mit frischem Pferdefleisch. Die Portionen wurden mittelst einer langen Gabel durch eine kleine eiserne Klappe den Thieren hineingereicht und zwar wurde der Löwin genau die gleiche Portion

wie dem männlichen Löwen zugetheilt. Die Bewohner der Wüste begrüßten diese Unterbrechung ihres einförmigen Daseins mit freudigem Gebrüll und machten sich daran, ihr Mahl zu verschlingen. Eigenthümlicher Weise war der männliche Löwe bereits mit seinem Imbiß fertig, als die Löwin den ihren kaum zur Hälfte bewältigt hatte. Sein Hunger mochte noch keineswegs gestillt sein. Die Zuschauer nahmen zu ihrem Ergötzen wahr, wie nach einigen gierigen Seitenblicken auf die Fleischreste seiner Gefährtin das sonst so stolz getragene Haupt schmeichelnd an ihren Nacken fiel, gleichsam, als wolle er sagen: „Wie wär's, Frau, wenn Du mir von Deinem Ueberfluß mittheilst?“

Nein, nein! ich bin selbst hungrig, Du Vielstraß! schien aber die Gattin ihn zu unterbrechen. So hastig wandte sie sich unter kurzem Gebrüll ab und versüßte sich mit ihrem Fleisch in den fernsten Winkel des Käfigs.

Nun — dann nicht, liebe Frau! mochte der musterhafte Ehemann denken, als er, der Widerspenstigen den Rücken zulehnend, sich ruhig niederlegte und den Kopf auf die Vorderpranken bettete.

Das Aussehen des Wüstenkönigs mußte jedem scharf beobachtenden Zuschauer den Beweis liefern, daß er sich beleidigt fühlte. War es denn nicht genug, daß die Gattin seine bescheidene Anfrage kurz verneinte? Mußte sie auch noch schreien und ihn vor dem Publikum bloßstellen? Nein! er wollte nichts mehr von ihr wissen, sich gar nicht mehr um sie kümmern.

Da sieh'! die Löwin hat ihre Fleischration bis auf ein kleines Restchen verzehrt. Dieses Restchen schiebt sie heimlich in die Nähe des Gatten, den sie in Erkenntniß ihres Unrechts versöhnen will. „Sei nicht länger erzürnt auf mich, Alterchen!“ scheint ihr bittender Blick zu sagen, „es war nicht böse gemeint. Da nimm und is!“

Und „Alterchen“ erhob sich in der That, langte still nach dem Fleischstückchen und verspeist es mit gutem Appetit. Der häusliche Friede ist wieder hergestellt.

Selbstverständlich war die kleine Familienscene von dem Publikum mit der gespanntesten Aufmerksamkeit entgegen genommen worden. Der Jubel über diese „Offenbarung der Menschenseele im Thierleibe“ war unbeschreiblich. Man lachte, scherzte und erging sich in Ausrufungen der Bewunderung. Auch in die ernstesten Züge des Dekonomierathes war ein süßes Lächeln getreten.

„Sollte dieses Manöver sich nicht auf die Dressur des Herrn Amaranti zurückführen lassen?“ fragte Rosalie in nachdenklichem Tone.

„Wo denkst Du hin, Rosalie? Diese Voraussetzung!“ erwiderte Agnes.

„Und warum denn nicht, Agnes? Man schreibt der Gewandtheit und Klugheit dieses Thierbändigers die außerordentlichsten Resultate zu. Er soll überdem riesenstark sein!“

„Ich glaube es, aber wenn er auch die Anlagen und Fähigkeiten der Thiere auf gewisse Leistungen zu concentriren vermag, gegen ihre Natur wird er vergebens ankämpfen!“

„Agnes hat recht!“ nickte der Dekonomierath. „Den Grundzug im Naturell des Raubthieres, eben das Thierische, wird Signor Amaranti durch die sorgfältigste Erziehung aus seinen Bestien nicht ausrotten können. Wehe dem, wenn er z. B. sich belommen ließe, dem Löwen in dem Augenblick,

in welchem er seine Nahrung zu sich nimmt, das Futter zu entreißen!“

„Gewiß!“ bestätigte auch die Rätthin, „die Folgen würden entsetzlich sein!“

Man debattirte noch eine Weile hin und her. Dann ertönte der scharfe Ton einer Klingel aus den hinteren Räumen des Exercierhauses, zum Zeichen, daß die Vorstellung ihren Anfang nahm. Die Menge drängte dem Circus entgegen.

Es währte einige Minuten, bevor die Damen sich in dem matt erhellten Raume zurechtgefunden hatten. Der Rath setzte sich erst, nachdem er die mit dem Opernglase bewaffneten Augen durch den Zuschauerraum hatte schweifen lassen und hier und dort einem Bekannten einen Gruß zugewandt hatte. Viel Zeit zur Unterhaltung mit den Nachbarn zur Rechten und Linken war nicht mehr vorhanden. Die Stadtcapelle begann den Krönungsmarsch von Meyerbeer aufzuspielen und gleich nach Beendigung desselben hob sich langsam der mit allerlei phantastischen fabelhaften Thiergebildern bemalte Vorhang. Die beiden Bären eröffneten unter obligatam Brummen die Vorstellung. Nach dem Tacte eines vom Orchester gespielten Barentanzes stampften sie, die Knittel über die Nacken gelegt, auf und ab, während ein Kameel, zwischen dessen Höckern ein Affchen allerlei Possen trieb, ununterbrochen gravitatisch die Arena umschritt. So gewöhnlich und abgesehen die Scene an und für sich sein mochte, fand sie doch bei allen Denjenigen, welche dergleichen zum ersten Mal in ihrem Leben sahen, außerordentlichen Beifall. Weniger interessirte sich die öconomieräthliche Familie für die gleich darauf erscheinenden, auf zwei und drei Beinen laufenden Hunde, die auf rollenden Tonnen sich haltenden balancirenden Ziegen. Wie bei einem guten Drama steigerte sich indessen das Interesse von Ort zu Ort. Als der Elephant von dem Stallmeister vorgeführt wurde, war der Beifall bereits ein allgemeiner. Aber er artete in Enthusiasmus aus, als der Schimpanse im schwarzen Frack mit scharlachrother Weste, hirschledernen Beinkleidern und Stulpenstiefeln, den schwarzen Cylinder in der Rechten erschien und nach ziemlicher eleganter Verbeugung vor dem Publikum auf seinem Ponny das Schulreiten begann. Freilich war das kleine kluge Pferd mit größter Sorgfalt dressirt. Es machte alle Gangarten der hohen Schule mit Präcision durch, doch bedurfte es nur geringer Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß es lediglich der Peitsche des schwarzbärtigen Stallmeisters, keineswegs aber dem Schenkeldruck und der Zügelleitung seines kleinen schwächlichen Reiters gehorchte. Nichts destoweniger lag in der Haltung des letzteren, sowie in der Weise, in welcher er sich nach jeder Tour mit abgezogenem Hute gegen das Publikum verbeugte, so viel Anstand und Eleganz, daß donnernder Applaus den beiden Künstlern zu Theil ward.

Wie um zu dem letzten feierlichen Act in würdiger Weise vorzubereiten, trat nach dem Schulreiten eine längere Pause ein. Die Herren gewannen Zeit, sich zu restauriren. Kellner gingen mit Erfrischungen herum und hier und dort tauschte man seine Ansichten über das Gesehene aus.

(Fortsetzung folgt.)

Plandereien am Ramin.

Eine Pfeife Tabak.

Der alte Blücher liebte außer seinen wackeren „Jungen“, wie er seine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Tabak. Wein und Spiel mußte er sich nicht selten versagen, wenn er, trotzdem, daß er Feldmarschall war, eben kein Geld hatte, was ihm ungefähr ebenso oft passierte als einem lustigen Gelehrten, und in solchen Stunden piff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bißchen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Tabak hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens ein paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm. „Ohne Tabak bin ich keinen Groschen nützlich!“ sagte er oft, und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er bloß dem Umstande zu, „daß er damals nicht eine elende Pipe Tabak mehr besessen habe.“

So sehr aber der alte „Vorwärts“ den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeisengeräth, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen „Jungen“ sich einen eigenen „Pipenmeister“ erwählt, der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbarste Stück der Blücher'schen Feldzeugkammer. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für unsern alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmügel mit dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die „Blesirte“ genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopf abgebrochen, so ward sie in's Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen „Stummel“. Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch und Recognitionstritten, und gar mancher Stummel ist ihm, wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggepugt worden, so, daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeister“ zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Meßenerburger, ein Rostocker, wie Blücher selbst, und diesem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte so alle kleinen Eigenheiten des Helden, als Christian Hennemann, und Keiner wußte sich so darein zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeister verwaltete Hennemann mit großer Treue und einem fast fanatischen Eifer, die Kiste mit den Pfeifen war sein höchstes Gut, und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwinden. Hennemann wußte genau, wie viele complete Pfeifen, Blesirte (an welchen bloß ein Theil des Stieles fehlte) und Stummel die Kiste enthielt, er zählte sie jeden Sonnabend wie ein Geizhals seine harten Thaler und geriet schließlich außer sich, wenn er unter den Blesirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des „Alten“, vor jedem ernstlichen Angriffe sich eine lange Pfeife stopfen zu lassen, aus dieser rauchte er ein paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel, und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärts, meine Jungen!“ stürmte er auf den Feind los und schlug, bis Nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde schlug, sodaß Erde und Kies ihn und seinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung und die schöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held auch nur einen Zug daraus gethan hatte.

„Stoppe mich eine neue Pfeife, brenne sie mich an und warte hier uff mich, ich will bloß die französischen Treibians mal jagen! Vorwärts,

Jungen!“ und damit ging es vorwärts und immer weiter, so daß die Jagd nicht „einen Augenblick“ sondern einen ganzen heißen Tag währte.

Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burschen hieben ein wie die leidhaftesten Teufel!“ sprach Wellington.

„Ja, siehst Du, des ist ihre Sache,“ erwiderte Blücher, „aber ob eener unter ihnen so fest und ruhig dastehen würde im furchtbaren Kugelregen, wie Deine Schotten, des weech ich denn doch nicht, so brav sie doch immer sind.“

„Es sind gut disciplinirte Leute,“ versetzte Wellington, und erkundigte sich dann nach Blücher's früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen.

Blücher, der, wie gut er dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, sprach:

„Nu, ich stand nich weit von hier uff eener mit Busch bewachsenen Anhöhe und wir können ja gleich hinüberreiten, des Du Dir des Ding ansiehst.“

Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war Alles leer auf der Stelle, aber wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte und von wo er ausgeritten war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen langen Thonpfeife. Blücher stieg einen Augenblick und rief dann:

„Donner noch 'mal! des ist ja mein Christian-Hennemann! Kerl, wie siehst Du aus und was machst Du hier?“

„Kommen Sie endlich?“ versetzte mürrisch Christian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vom Maule weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopfe weggerissen und die Faust da wird mir wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schiefen endlich aufhörte, sonst hätten sie mir diese am Ende auch noch weggepugt und Sie könnten jetzt mit trockenem Munde dastehen.“

Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife. Dieser nahm dieselbe und indem er behaglich dampfte, entgegnete er:

„Es is wahr, ich hab' Dir lange warten lassen, aber siehst Du, die Kerle wollten heute nicht so leicht loofen.“

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blücher's und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall, bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die auf dem Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch' ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfswunde des Mannes erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er dagestanden und geraucht und seinen Herrn erwartet, mitten im furchterlichsten Kugelregen.

„Du lobtest meine Schotten,“ sprach Wellington zu Blücher, „daß sie so brav gestanden hätten: was sagst Du denn zu diesem Deinen Manne da?“

„Er ist aus Rostock,“ versetzte Blücher trocken, „un übertiens hatte der Kerl immer eine Pfeife Tabak zur Hand, da muß er sich doch hier janz jut befinden haben.“